

# Wiesbadener Volksbücher

Nr. 81

Nr. 81



## Der Alte vom Berge

von

**Grazia Deledda**

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen

von

**E. Müller-Röder**

Wiesbadener Volksbücher Nr. 81

---

# Der Alte vom Berge

von

**Grazia Deledda**

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen

von

**E. Müller-Röder**

*Nr. 516*

36.-38. Tausend

*Elisabeth Gebhard*



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden  
Geschäftsstelle: Buchhandlung Limbarth-Venn, Wiesbaden  
Kranzplatz 2

---

DEL 119



Mit Genehmigung der Dichterin, der Übersetzerin und der  
Internationalen Verlagsanstalt (vormals Tllatron & Son)  
Berlin-Steglitz.



Buchdruckerei Carl Ritter G. m. b. H., Wiesbaden.

## Einleitung.

Unter den modernen Schriftstellerinnen Italiens ragt vor allem eine junge Sardin, Grazia Deledda, hervor, die ihre der übrigen Welt so wenig noch bekannte Heimat in ihrer ganzen Eigenart empfunden und erfaßt hat und in wunderbar lebendiger Anschaulichkeit, in sichtlich getreuen Bildern darzustellen weiß.

Wie diese — noch junge — Frau das Leben, die Anschauungen des weltabgeschiedenen Inselvolks und den besonderen Charakter der umgebenden Natur in sich aufgenommen hat und in sicherer Linienführung, mit wahrhaft suggestiver Kraft vor den Leser hinstellt, das hat etwas Überraschendes. Den Schlüssel hierzu liefert uns die Geschichte ihrer Kindheit, ihrer Entwicklung.

Grazia Deledda ist 1874 in Nuoro geboren, einem in 600 m Meereshöhe einsam gelegenen Bezirksstädtchen in der Provinz Sassari. Mit Ausnahme der Hauptstraße, dem unvermeidlichen „Corso“, sind die Straßen Nuoros sehr eng, von kleinen, weiß, rosa oder himmelblau angestrichenen Häusern eingefast und von den zahlreicheren bescheidenen, dunkeln, aus Lehm und Steinen errichteten Hütten.

Grazias Vater, ein kluger und energischer Mann, hatte in Cagliari, an der Südküste der Insel, studiert; heute führt dorthin die Eisenbahn, damals aber nur eine dreitägige Reise zu Pferde. Nachdem Deledda dann eine Zeitlang das Amt eines Procuratore (Anwalt) bekleidet, wurde er Mercante di campagna, d. i. ein Kaufmann, der den Handel mit



Landesprodukten (Holzkohlen, Baumrinde, Olivenöl usw.) mit dem Ackerbau verbindet.

Er lebte in sehr glücklicher Ehe, in dem patriarchalischen Stil, wie ihn Grazia in ihrem Roman *Anime oneste* beschreibt. Ihre Mutter, eine Bauerntochter, behielt stets die landesübliche Tracht bei: das Nieder über dem gefältelten Hemd und den kurzen farbigen Rock; nur trug sie ein leichtes Schleiertuch über dem Haar statt der steifen Brokathauben, die den Kopf der sardischen Bäuerinnen bis zum Kinn umschließt.

Ganz am Ende des Städtchens, am Rande der Felder lag das steinerne Haus, in dem Grazia geboren wurde und aufwuchs. Von ihrem Fenster aus ging der Blick auf den mächtigen Orthobene, dessen spitze graue Felszacken über dunkeln Wäldern aufragten; weiterhin erstreckte sich die Kette der Kalkberge von Oliena, weiß und glänzend wie Marmor oder — je nach der Tageszeit und der Stimmung der Natur — bald rosa, bald violett, bald bläulich schimmernd, und dahinter erhoben sich majestätisch die Schneehäupter des Gennargentu.

Grazias Zimmer war einfach, kahl, fast traurig; doch sie liebte es wegen seiner Aussicht und der Träume, die sie dort spann. Nie ward sie müde, darüber zu grübeln, was wohl da in der Ferne sein möchte, hinter den Bergen und jenseit des Meeres, in den Ländern, die sie nicht kannte, die aber der Mond und die Sterne sehen konnten!

Manchmal verbrachte sie ganze Tage draußen, am Rande des Waldes, auf den von aromatischen Kräutern duftenden Wiesen oder den felsigen Berghängen. Eine große Liebe zur Natur, verworrene Bilder und unverständenes Sehnen mischte sich in dieser Kinderseele mit der Zuneigung zu ihrer Familie und der Beschäftigung mit häuslichen Obliegenheiten.

Eine stille, einförmige Jugend. Die seltenen Zerstreuungen im Leben dieser halb städtischen, halb bäurischen Familien bestanden in Besuchen von Freunden, die in Bauernwagen ankamen oder zu Pferde, die Frauen auf der Kruppe sitzend, in kirchlichen und ländlichen Festen und dem Karneval mit seiner allgemeinen Maskerade, Gesang und Tanz in den Straßen; im Sommer wurden gemeinschaftliche Wallfahrten zu der Kapelle einer wunderthätigen Madonna unternommen, und zur Feier der Schaffschur wie der Weinerte fanden wahrhaft heidnische Zeremonien statt.

Nur kurze Zeit besuchte Grazia die Volksschule, und im Alter von dreizehn Jahren erhielt sie etwa ein Duzend italienischer und französischer Sprachstunden; dann verließ der Lehrer Nuoro, und der Unterricht hatte ein Ende.

Doch in ihrem Hause gab es viele, viele Bücher. Und an den heißen Sommertagen, wann Mutter und Schwestern ihre Siesta hielten, dann las Grazia. Der erste Roman, der ihr in die Hände fiel, spielte im alten Rom, und „Rom wurde der Traum meiner Jugend.“

Aus den Büchern lernte Grazia dann die Kunst zu schreiben, ihre eigenen Träumereien zu gestalten und durch die Gestaltung gewissermaßen zu verwirklichen. Sie war fünfzehn Jahre alt, als sie die tragische Novelle *Sangue sardo* (Sardisches Blut) schrieb; ganz heimlich sandte sie sie nach Rom an eine Modezeitung, die sie aufnahm.

Als das bekannt wurde, geriet Nuoro in Aufregung. Grazias Eltern waren höchst unzufrieden, Nachbarn und Freunde steckten die Köpfe zusammen und weis sagten: Mit Grazia wird es ein schlechtes Ende nehmen! . . .

Es kam jedoch anders. Unbekümmert um den Tadel anderer, strebte Grazia nach Vervollkommnung; mit dem zwingenden Verlangen nach Bereicherung ihres Geistes war sie freilich ausschließlich auf sich angewiesen,



ihre einzige Hilfsquelle, die Lektüre. Doch gerade diese ernste Konzentration ihres ganzen Wesens zeitigte in ihr den Willen und das Vermögen der Erkenntnis. Aus sich heraus nahm sie wahr, daß die in ihren Büchern geschilderte Welt durchaus verschieden war von dem engen Kreise, der sie umgab — und ihr ganzes Dichten und Trachten richtete sich darauf, zunächst diese kleine Welt zu erkennen. War sie allein im Freien, so verbrachte sie Stunden und Stunden damit, einen Baum, einen Felsen zu betrachten, dem Fluge der Vögel oder dem Zuge der Wolken zuzuschauen. So lernte sie die Natur erkennen, verstehen und wie die Natur auch die in und mit dieser lebenden Menschen: ihre starken, ungezügelmten Leidenschaften, ihre ursprünglich-einfachen Sitten, ihre alteingewurzelten abergläubischen Bräuche, ihre Liebe und ihren Haß.

Das aber, was sie so ganz in sich aufgenommen hatte, was in ihr lebendig geworden war, in bestimmten Bildern zu gestalten, das ward ihr zu zwingendem Bedürfnis. Und wir dürfen ihr um so mehr Dank wissen, daß sie jene eigenartige kleine Welt in künstlerischen Darstellungen festgehalten hat, als nunmehr auch auf der einsamen, so lange allem Weltverkehr entrückten Insel die beginnende moderne Umwälzung binnen wenigen Jahrzehnten mit manchen uralten Eigenheiten aufräumen wird.

Fünfundzwanzig Jahre verbrachte Grazia in ihrem Heimatstädtchen, fern von aller Anregung, allen literarischen Beziehungen. Nur einmal, im Alter von fünfzehn Jahren, hatte sie eine wirkliche Stadt gesehen: Cagliari, die schöne sardische Hauptstadt.

Im Jahre 1900 hat Grazia Deledda sich nach Rom verheiratet: der Traum ihrer Kindheit ist Wahrheit geworden! Dort sind auch ihre neuesten Schöpfungen entstanden: die Romane *Cenere* (Asche) und *Nostalgie* (Heimweh). Und heute ist die junge Sardin eine hervor-

ragende Schriftstellerin, die nicht nur in Italien, sondern auch im Auslande verdiente Anerkennung findet und deren Schöpfungen in alle modernen Kultursprachen übertragen werden.

In deutscher Sprache sind bisher erschienen die Romane *Nach der Scheidung* und *Elias Portolù*; die Novellensammlungen *Von der toten Insel* und *Versuchungen*. In der hier vorliegenden Erzählung *Der Alte vom Berge* werden wir mit dem rauhen, beschwerlichen Leben der sardischen Hirten vertraut gemacht, wir lernen Menschen von Fleisch und Blut kennen und eine großartige, erhabene Natur mit ihren nach Tages- und Jahreszeiten wechselnden Stimmungen: ein Bild des wirklichen Sardinien mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Wiesbaden, Dezember 1905.

**E. Müller-Röder.**



## I.

Melchior Carta ritt bergan, nach seiner Behausung heimkehrend.

Er war ein blondhaariger junger Hirte von kleinem Wuchs, mit braunen Augen und blassem Gesicht. Eine Furche stand zwischen den dichten, dunkeln Brauen, die sich scharf abhoben von dem düsteren, gelben Antlitz mit der niedrigen Stirn. Er trug das nuoresische Kostüm mit dem ärmellosen ledernen Wams.

Auch das Pferdchen des Hirten war sahl, gedrungen, eckig und nachdenklich wie sein Herr: sie schienen für einander geschaffen.

Melchior war ein anständiger junger Mann von bestem Ruf. Aber seit einiger Zeit war er düster; er fühlte sich unglücklich, weil seine Base Paska ihm kurz vor der Hochzeit den Abschied gegeben hatte. Einen Grund hierfür gab es nicht; nur hatte Paska plötzlich bemerkt, daß sie schön sei und daß auch junge Herren es nicht verschmähten, ihr den Hof zu machen.

Das Pferdchen kletterte vorsichtig aufwärts und schüttelte den durch den Zügel hochgehaltenen Kopf. Der steinige Abhang des Berges, auf dem aromatische Kräuter starken Duft verbreiteten, gewährte weiten Ausblick auf Nuoro<sup>1)</sup> und ein ganzes Panorama wilder Täler und ferner Berge; dann führte der Weg in einen Wald von Steineichen.

Der Augustmorgen war wundervoll klar; da es am Tage vorher geregnet hatte, war es im Walde frisch

<sup>1)</sup> Städtchen unweit der Ostküste Sardinien's.

und angenehm. Die Farne und Gräser, die feuchten Stämme und Felsen hauchten einen starken Duft aus; in der vom nahen Meere heraufwehenden leichten Brise erzitterte das Laub der Steineichen in silbernen Lichtern, und der tiefblaue Himmel lachte wie ein See durch das Gezweig. Doch Melchior blieb traurig und düster trotz aller Lieblichkeit des Himmels und des Waldes. Über sich hörte er undeutlich sprechen und lachen: Frauen, die des Weges kamen; er glaubte, das frische, klangvolle Lachen seiner Base zu erkennen, und knirschte vor Zorn.

Sie ist es wirklich! Und sie lacht! dachte er plötzlich, hielt sein Pferd an und lauschte.

Die Stimmen entfernten sich, das Lachen verklang gleich einem Echo. Ach, sie war es wohl doch nicht! Melchior atmete auf und trieb sein Pferd an. Und das Pferd stieg höher und höher hinauf, rhythmisch die Kruppe hebend und langsam den Schweif gegen die knöchigen Flanken schlagend.

Aufwärts über felsige Hänge, die der Wind von Blättern kahl gefegt; zwischen den mächtigen, schlangengleich gewundenen Wurzeln der Steineichen erklang der Schritt des Pferdes, und der blanke Huf schlug Funken aus dem Granit.

Dann ging es über Lichtungen, an deren Rande einzelne Bäume ihre Äste weit über klare Tiesen hinausstreckten. Die aufgetürmten Felsen sahen manchmal aus wie Sphinge, welche die stille Einsamkeit bewachten; andere Blöcke erschienen wie von Riesen Händen zu Altären und Grabmälern geformt, und das Volk glaubt, daß in ungetamnten Zeitfernen Riesen die Felsen des Orthobene übereinandertürmten und die Gipfel auszackten, durch die der blaue Himmel lacht.

Nach den Lichtungen wiederum Wald: feuchte Fußpfade, kleine Rinnsale, Binsengeruch und von den Herden zertretene Gräser; und überall Schatten, zitternde Licht-



Arabesken, Elsterruf, der Schlag einer Art, zwei-, drei-, viermal vom Echo wiederholt. Und dann noch ein Aufstiege, aber sanft, auf weichen, frischen Farnen.

Nachdem er auch den Wald hinter sich gelassen, traf der Hirt auf einige Frauen und Kinder, die, mit Kohlenfäcken beladen, abwärts stiegen. Er hielt sein Pferd an, um sie vorüberzulassen. Dort wand der Pfad sich zwischen kahlen Felsen, und die Sonne brannte schon heiß auf den steinigen, baumlosen Ort.

Der Berg erschien plötzlich vereinsamt, ein passender Hintergrund für die Gestalten jener zerlumpten, barfüßigen Frauen, deren Köpfe in den schweren, schwarzen Säcken steckten; jener Kinder, die, von der großen Last gebeugt, bergabgingen, die schwarzen Händchen herabhängend, den Kopf hintenüber gezogen von dem Seil, das den Sack hielt, Augen und Mund weit offenstehend vor Hitze und Anstrengung. Weiber und Kinder schritten behutsam und schweigend abwärts, mit roten, schweißbedeckten Gesichtern und Augen, die von schmerzhaft bösem Traume umflort schienen. Den Hirten, der ruhig zu Pferde saß, beneideten sie und zeigten ihm dies, indem sie ihm rauh zuriefen auszuweichen, ihn verwünschten und sein Pferd neckten.

Die beiden letzten blieben stehen und sagten, boshaft lachend:

„Geht's nach Hause, Melchior Carta?“

„Es scheint!“

„Wenn du dein Pferd ein wenig antreibst, wird dir etwas Schönes begegnen.“

„Ich will niemand begegnen,“ sagte er rauh. Aber er fühlte, wie ihm das Herz schlug.

„Ist sie es doch?“ dachte er und hatte Lust, sein Pferd wirklich anzutreiben; doch bald reute es ihn, und er schämte sich seines Verlangens.

Die Weiber setzten ihren Weg fort, hielten einen

Burschen bei seinem Sacke fest und sagten zu ihm: „Rufe einmal: Viele Grüße an Paska Carta!“

Der Junge kehrte sein Gesicht gegen die Sonne, hielt die Hände an den Mund und schrie:

„Faccio di Volpe, ohè, viele Grüße an Paska Carta!“

Das brachte Melchior vollends auf. Dennoch wandte er sich nicht um und gab keine Antwort. Er gelangte zu einer Quelle. Große Steineichen beschatteten den von lichten, zarten Gräsern bedeckten Platz; neben der in rohes Gestein gefaßten Quelle erblickte er Spuren eines Mahls: einen schwarzen Fleck, auf dem ein Feuer gebrannt hatte, welche Farnen und ringsherum Steine, die als Sitze gedient hatten und noch zu stummem Gelage versammelt schienen, daneben Überreste von Früchten und allerlei Scherben.

Ganz klein erschien der Hirt und sein Pferd in der feierlichen Einsamkeit jener bewegungslosen, mächtigen Bäume und den unbegrenzten blauen Fernen.

Melchior stieg ab und ging zur Quelle, sein Pferd am Zügel führend. Er kniete auf die Steine hin, schob seine Mütze in den Nacken, beugte sich über sein Spiegelbild und trank in langen Zügen. Mit tropfendem Barte erhob er sich, rückte die Mütze zurecht und ließ dann auch sein Pferd aus der Quelle trinken, statt aus dem zum Tränken der Tiere besonders angebrachten Becken.

Während das Pferd trank, schaute er sich mißtrauisch um; er empfand eine hämische Freude darüber, daß das Wasser durch das Tier getrübt wurde. Die Quelle war erst wenige Tage zuvor gereinigt worden zum Gebrauch für einige Familien, die in dem Kirchlein auf dem Gipfel des Berges ihre Novena<sup>1)</sup> abhielten. Paska diente in einer dieser Familien und stieg täglich, die Amphora aus rotem Ton auf dem Kopfe, zu der

<sup>1)</sup> Neuntägige Andacht zu Ehren der Madonna.



Quelle hinab, um Wasser zu schöpfen; dahin sogar liefen ihr ihre Anbeter nach.

Mochte also das Pferd trinken und das schöne, klare Wasser trüben, ja beschmutzen, wie jene Herrchen des Hirten Seele vergiftet hatten.

Ja, mochte es trinken! In einem Anfall von Zorn, der seinen Augen einen gelben Glanz verlieh, erfaßte er ein, zwei, drei Felsstücke, die unten schwarz von Schlamm waren, und warf sie in die Quelle. Das Wasser gurgelte, spritzte hoch auf und lief über.

Er ergriff die Zügel, stieg schnell auf und ritt davon.

Alles lag wieder in ernstem Schweigen wie zuvor; nur das Wasser blieb trübe. Melchior stieg höher hinauf, Grimm im Herzen. Rein Laut außer dem Getöse trockener Blätter und Zweige, die der Huf des Pferdes zertrat, erreichte ihn. Hier und da hob sich von den dunkeln Stämmen das Skelett einer geschälten Eiche ab, deren Äste in einem traurigen Graugrün dahinwelkten.

An einem bestimmten Punkte hielt er an; seine Behausung lag nach Morgen, abseits von dem Kirchlein, an dem er nicht gerade vorüber mußte. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, dies dennoch zu tun; dann aber lockerte er den Zügel und überließ es dem Pferdchen, seinem Instinkt zu folgen. Das Pferdchen spitzte die Ohren und schritt durch Felsen und Gehölz dem Stalle zu.

Da kehrte auch Melchior zur Wirklichkeit zurück und schämte sich seiner Schwäche. So ging es ihm stets.

„Gib dich zufrieden!“ sagte ihm der alte Vater jeweilen; „besser vorher als nachher!“

Doch dieser Trost war gleich Salz auf eine Wunde; er erweckte ihm grimmen Schmerz. Und ohne es zu wollen, fand er sich stets auf der Spur des lachenden Geschöpfes, das ihn hinter sich herzog mit der be-

leidigenden Fröhlichkeit seiner freien, leichtlebigen Jugend. Es dachte ihn, daß er noch ein Recht auf sie habe, zum wenigsten als ihr Verwandter, und wenn nicht der Gedanke an den alten, blinden Vater gewesen wäre, er hätte sich ganz weggeworfen.

Als er daheim anlangte, stand die Sonne hoch; das Pferd hielt am gewohnten Platze, vor einem steinernen Trog unter einer Steineiche. Ein kleiner schwarzer Hund mit klaren, braunen Augen und eine gefleckte Rasse kamen ihm stumm entgegen.

Er hörte das Geflügel der Ziegen auf der Weide und das Rufen des jungen Hirten, der in Melchior's Abwesenheit die Wohnstätte und den alten Blinden hütete. Jener Abhang des Orthobene senkte sich nach Osten, nach den blauen Bergen längs der Küste, zwischen denen Meer und Himmel in perlmutterfarbenen Tönen ineinanderschwammen. Ein unsagbar weiter Horizont! Einsame, gewellte Landstrecken breiteten sich zu Füßen des Berges aus; hier oben aber bot der Orthobene einen bezaubernden Wechsel von Felsen, Wäldern und Lichtungen. Die Hütte erhob sich auf einem ebenen Flecke mit freiem Ausblick. Nahe der Hürde nur eine einzige Steineiche, dahinter der Wald, zur Rechten wie zur Linken aufgetürmte Felsen, mit grünem Moos bedeckt. Und alles: Bäume, Felsen, Wälder, von tiefem Traum der Einsamkeit umfungen, schienen versunken in die Betrachtung der schönen Fernen.

Auch die Ziegen, wenn sie auf die Felsen kletterten, wandten ihr bärtiges Gesicht und ihre melancholischen Augen dem fernen Gestade zu; und der blinde Greis wie der junge Hirt und Melchior: alle schauten sie dort hin wie in Erwartung.

Die aus Baumstämmen und Steinblöcken errichtete Hütte war ziemlich geräumig; in der Mitte stand ein großer Herd. Zwischen den Milchgefäßen aus Rork hingen die großen Mäntel der Hirten.



Bei Melchior's Ankunft trat Zio<sup>1)</sup> Pietro aus der Hütte, wo er den Brotkorb für ihr Mahl hergerichtet hatte. Er war groß und stramm; in seinem frischen Gesicht mit den gesenkten Lidern, dem scharfen Profil und dem langen, silberweißen Barte lag etwas Priesterliches, und ein Kranz von weißen Locken umgab das kahle Haupt. Die dicht zusammengezogenen weißen Brauen verrieten das stete innere scharfe Aufmerken auf alle Laute, alle äußeren Eindrücke. Seine Kleidung war die eines nuoresischen Wittvers, nur trug er statt der üblichen, lang herabfallenden Mütze eine Kappe aus Fuchsfell. Er bediente sich eines leichten Stockes aus Oleanderholz, auf dessen Griff ein Hundekopf roh eingeschnitten war; diesen streckte er fast beständig vor oder neben sich aus, um ein ihm unbekanntes Hindernis zu erkennen. Auch die rote, runzlige, zitternde Hand war stets in tastender Bewegung nach einer Stütze oder einem Hindernis. Obgleich anscheinend ruhig, lachte Zio Pietro doch niemals, und nur wenn er seinen Sohn in seiner Nähe wußte, glätteten sich seine Brauen; in seinem Ausdruck ruhiger Sicherheit erschien das schöne Gesicht alsdann wie das eines Patriarchen oder eines Heiligen.

Er stand wartend im Eingang der Hütte. Aus dem Klirren der Steigbügel vernahm er, daß Melchior dem Pferde den Sattel abnahm und trat ein wenig zurück, um ihn vorbeizulassen. Melchior trat ein, ohne ein Wort zu sagen, und warf den Rucksack zur Erde, den der Hund schnüffelnd umsprang.

„Was mag er haben?“ dachte Zio Pietro, der sogleich merkte, daß der Sohn ärgerlich gestimmt war. Bald aber nahm er einen angenehmen Duft wahr und freute sich wie ein Kind.

„Was hast du mitgebracht?“ fragte er.

<sup>1)</sup> Zio = Onkel; unter den sardischen Landleuten Anrede für ältere Männer.

„Fühlt doch!“ sagte Melchior.

„Das ist ein Cocoméro<sup>1)</sup>“, antwortete der Alte.

„Wo ist denn der Schafskopf?“ fragte Melchior und setzte sich auf die Matte an der Tür. Er streckte den Kopf vor, pfiß und rief: „Basilio! Basilioooo!“

Auch Zio Pietro setzte sich hin. Hund und Kaze umschnupperten als gute Freunde die von Melchior mitgebrachte Frucht.

„Basilioooo!“

Der Hirt antwortete mit einem zitternden, langgezogenen beee, das wie das Meckern einer Ziege klang; dann pfiß er und kam laufend und in Sprüngen daher, mit einem Hasen unter dem Arm.

Als er aus seinem Dorfe kam, das vom Orthobene aus sichtbar war, hatte er ein Häslein mitgebracht, so klein, daß er es in der Hand halten konnte; sein Herr duldete, daß er den Hasen aufzog, unter dem Vorbehalt, ihn eines Tages zu braten. Nach den ersten Fluchtversuchen schien das Tierchen mit den langen, gelben Ohren sich zu gewöhnen; es trank seine Milch, knusperte sein Brot, kratzte an Zio Pietros Gamaschen und biß Basilio in die Finger; wenn es sich unbeachtet glaubte, spielte und hüpfte es und wischte sich das Mäulchen mit den Vorderpfoten. Doch seine großen, sanften, stets wachsamem Augen erspähten ein Entweichen . . .

Basilio traute ihm nicht; er führte ihn stets an der Schnur und nahm ihn oft mit sich, wenn er die Ziegen hütete.

Als er in die Hütte trat, band er den Hasen an einen Pflock und warf sich auf die Matte nieder; beim Anblick der Melone lachte er vor Vergnügen und freute sich an dem Geruch.

Hasig und schweigsam aßen sie ihr graues Gersten-

<sup>1)</sup> cocoméro = Angurie, Wassermelone; die große, länglich runde Frucht ist außen dunkelgrün, innen tiefrot mit schwarzen Kernen, sehr saftig und in Süditalien sehr beliebt.



brot. Zu der ernstesten Gestalt des Alten bildete das frische, braune Gesicht des Knaben einen starken Gegensatz. Basilio hatte schöne, schwarze Augen, gewelltes, goldbraunes Haar und prächtige Zähne, die aus lachenden, roten Lippen hervorleuchteten.

„Es wäre wohl an der Zeit, mit deinem Hasen ein Ende zu machen,“ sagte Melchior auf einmal.

„Was wollt Ihr ihm tun?“

„Ihn essen!“ sagte sein Herr.

„Lieber diese hier,“ erwiderte Basilio und nahm die Melone zwischen seine Knie.

„O, auch die, du dummer Kerl! In deinem Alter liebt man die Mädchen und nicht die Hasen! Aber vielleicht hast du ihn gern, weil er dir gleicht.“ Er brach ein Stückchen Brot ab und gab es dem Hasen.

„Er gleicht der Kase,“ bemerkte Basilio.

„Nein, mit den Ohren da gleicht er dir und dem Esel. Zum Teufel!“ schrie Melchior und zog seine Hand zurück, „er hat mich gebissen! Ganz wie du, siehst du wohl: du scheinst ein Dummkopf und bist ein Fuchs!“

Basilio lachte und war ganz damit beschäftigt, die Melone mit seinem Messer zu zerschneiden.

„Hase, Fuchs, bah!“ sagte Zio Pietro, dem die herbe Art seines Sohnes nicht gefiel. „Auch ein Hase ist ein boshaftes Tier. Sein Atem ist giftig; wenn ein anderes Tier ihn säugt, so vertrocknet dessen Milch. Einmal fand ein Schaf ein Nest mit jungen Hasen, deren Mutter verschluckt worden war. Was tut das dumme Schaf? Es säugt sie. Nun, sein Lämmchen fängt an hinzufischen ...“

„Hatte das Schaf keine Milch mehr?“ fragte Basilio gespannt.

„Nein!“

„Eulenspiegelereien,“ sagte Melchior verächtlich.

„Und dann? Und dann? Erzählt doch, Zio Pietro! Und der Hase? Und das Lämmchen?“

Doch Zio Pietro schwieg empfindlich und wiederholte bei sich: „Was hat er heute nur?“

Dann rief er die Kase: „Tortorella!“<sup>1)</sup> und sagte: „Gebt den Tieren zu fressen.“

Basilio stieß die Melone gegen den Boden, um sie zu öffnen; sie zerteilte sich in zwei blasrote, von weißen Samenkernen durchsetzte Hälften.

„Unreif?“ fragte Zio Pietro.

„Leider Gottes!“ murrte Melchior ärgerlich. Er nahm eine Scheibe und biß hinein, grollend, daß ihm nichts nach Wunsch ging.

Dann gingen alle hinaus. Basilio fing wieder an zu pfeifen und zu meckern, und Melchior trug die Überreste der Melone seinem Pferdchen hin.

Von fern kam das Geklingel der Ziechenglocken; doch jeder Lärm und jeder Laut verhallte in dem großen Schweigen, in der unendlichen Erhabenheit der Landschaft. Zwischen diesen mächtigen Bäumen und Felsen erschienen die Gestalten der Hirten klein, ganz klein vor den klaren Fernen.

## II.

Ein wenig tiefer, unterhalb der Felsen, aus denen eine kleine Quelle hervorsprudelte, hatte Melchior mit vieler Geduld ein Gärtchen geschaffen mit einem Bassin aus rohem Gestein. Rotblühende Bohnen rankten an hohen Stangen hinauf, und eine Reihe Tomaten hing eben an, sich zu röten.

Wie er täglich zu tun pflegte, stieg er auf die Felsen und pfiß und schlug in die Hände, um die Ziegen herbeizurufen, damit sie zur Tränke kämen, ohne über die Hecke des Gärtchens zu springen.

<sup>1)</sup> Turteltaubchen.



Zio Pietro stieg den Fußpfad hinab, indem er jeden Augenblick anhielt, um mit seinem Stocke den Boden zu betasten. Als er seinen Lieblingsplatz, einen in Form eines Armsessels ausgehöhlten Stein neben dem Bassin, gefunden hatte, setzte er sich. Er verspürte den frischen Geruch des Gartens, des feuchten Mooßes; er hörte die Ziegen, die unter zitterndem Glockengeltingel, springend und einander stoßend, von den Höhen herabkamen oder die Abhänge erkletterten. In der Nähe des Wasserbeckens wurden sie still und tranken, eine nach der andern. Wenn Zio Pietro die Hand ausstreckte, konnte er sie berühren; ganz nahe kamen sie ihm vorüber mit ihrem leisen Ragentritt.

Melchior beobachtete sie, durch einen Felspsalt hindurchblickend, und zählte sie, eine nach der andern, mit seinen Falkenaugen; immer noch pfiß er und klatschte in die Hände. Von unten her trieb Basilio die Ziegen an. Er rief sie mit allerlei sonderbaren Namen; sie hörten darauf, verließen die grünen Stauden und sprangen an ihm vorbei. Zuletzt kam der Mönch, ein alter, schwarzer Bock mit weißem Barte, der wartete, bis alle Ziegen getrunken hatten, ehe auch er sich dem Wasser näherte; dann stieß er sie leise mit den Hörnern an und drängte sie zum Abstieg. Eine blieb zurück und stellte sich auf die Hecke, aber ein wildes Hoc! Melchiors und Baslios Gerte trieben sie fort.

Zio Pietro horchte, und als das Geklingel der Glöckchen sich wieder über die Abhänge verbreitete, hörte er auch Melchior hinabsteigen und weitergehen.

Wohin ging er? Zio Pietro empfand stets Angst und Unruhe, wenn der Sohn sich entfernte. Er wußte überdies, daß Paska in diesen Tagen in der Nähe war, und beunruhigte sich mehr als je.

Wohin ging Melchior jetzt? Vielleicht zu Paska, um Streit zu suchen?

Hoch über den Felsen hörte der Alte den Wald

rauschen, der von einer leichten Brise bewegt wurde; es war ein stetes, einförmiges Surren, gleich dem Schwirren unzähliger Insekten, das den Eindruck der Einsamkeit noch verstärkte. Wenn Zio Pietro allein war, bedrückte ihn dies, und die Stimme des Waldes widerhallte in seinem Gemüt wie die einer traurigen, endlosen Nacht. Sein Licht war seines Sohnes Gegenwart. Aber seit einiger Zeit fühlte er, daß Melchior, von seiner Leidenschaft überwältigt, ihm auswich, und stärker überkam ihn jenes traurige Gefühl von Einsamkeit, furchtsamem Verlassensein, ja Schrecken. Alle Gebilde der Finsternis umgaben ihn, undeutlich, unfaßbar, doch nur um so entsetzlicher.

Er erhob sich und horchte angestrengt hinaus. Nur das Waldesrauschen. Und dann und wann wie leises Wassertropfen ein Geklingel.

Zio Pietro kehrte in die Hütte zurück, und die gewohnten Laute der Haustiere beruhigten ihn. Er fühlte, wie der Hase an seinen Gamaschen kratzte, und nahm ihn in die Hände. „Du Schelm,“ murmelte er, da er das kleine Herz heftig schlagen fühlte.

Dann bereitete er das Mittagbrot. Sie hatten einige Hausgeräte, Vorräte und Olivenöl. Zio Pietro beugte sich über den Herd, hielt seine Hand an die Asche, und als er die Blut fühlte, legte er sie mit der Spitze seines Stockes bloß, der hohl war und ihm auch als Blasebalg diente; dann legte er seine Hand voll trockener Reisfer auf die glühenden Kohlen, blies sie durch seinen Stock an, und bald brannte die Flamme hell.

Als Melchior zurückkehrte, fand er die Maffaroni fertig, die Matte ausgebreitet.

Es war gegen ein Uhr. Der Schatten der Steine lag kreisrund um ihren Stamm, und die Sonne drang durch alle Spalten der Hütte. Drinnen und draußen war es heiß; das klare Himmelsblau verschwamm am Horizont in lichtem Dunst; unter den aus



Scheitelhöhe herabfallenden Sonnenstrahlen erschienen die Felsen wie glühend. Stärker rauschte der Wald in der Höhe.

Wieder lagerten sich die Hirten zum Essen, unter den gewohnten Gesprächen über die Ziegen, die Weideplätze, die befreundeten oder benachbarten Hirten. Basilio lachte immerfort. Melchior sammelte auf einem Korkstück die Samen der Melone, um sie nächstes Jahr zu pflanzen.

Nach dem Essen gingen Zio Pietro und Melchior unter die Bäume, um ihre Mittagsruhe zu halten. Der Alte legte sich die Mütze unter den Kopf und den Stock zur Seite, und, vom Waldesrauschen eingewiegt, entschlummerte er bald. Ein Sonnenstrahl fiel auf seinen Rücken, und der Luftzug bewegte das weiße Haar, er sah aus wie ein alter Heiliger, der in jener tiefen Einsamkeit ruhte. Melchior lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf, und betrachtete seinen Vater. Schlafen konnte er nicht.

Durch das Rauschen der Bäume erklang der helle Ton der Ziegenglocken und dann und wann der Schrei einer Elster. Melchior fand keine Ruhe. Paschas Lachen verfolgte ihn, lockte ihn hinauf zu der Laubhütte bei der Kirche, wo sie vielleicht jetzt mit zurückgeschlagenem Kopftuch und erhitztem Gesicht das üppige Mahl für ihren Herrn bereitete.

Ein heftiges Verlangen erfaßte ihn, hinaufzugehen und sie mit sich zu nehmen.

Wenn es nicht um den da wäre! dachte er und blickte auf den Sonnenfleck, der sich langsam vom Rücken des Alten zum Nacken bewegte.

Am Vormittag hatte er zweimal die Kirche umkreist; zuerst von weitem, sich einredend, daß er einen befreundeten Hirten auffuchen wollte, das zweitemal dem Anziehungspunkt so nahe, daß er das alte Kirchlein sah.

Er hatte die Stimmen der Weiber gehört, die am Brunnen Wasser schöpften. Zwischen dem Gestein und den gelben Gräsern hatte er einen städtisch gekleideten Knaben mit schwarzen Strümpfen gesehen, der mit seiner Mütze nach Heuschrecken warf und, wenn er eine gefangen hatte, sie einem kleinen, zahmen Falken brachte. Der Falke saß wartend auf einem Stein und folgte dem Knaben mit seinen runden gelben Augen; wenn er eine Heuschrecke bekam, faßte er sie mit seiner Krallen und führte sie zum Schnabel.

Melchior hatte einen wilden Blick auf den Knaben, den Falken, die Kirche geworfen und die Augenbraunen in die Höhe gezogen, als ob er seinen finstern Blick bis an den Horizont hinausenden wolle.

Dann war er zu seinem Vater zurückgekehrt.

Er kehrte sich auf die Seite und blickte auf die jetzt von der Sonne beschienenen Löcher Zio Pietros. Schließlich überkam ihn ein körperliches und seelisches Wohlgefühl.

Ich bin wirklich toll! dachte er. Habe hundert Ziegen, bin jung, gesund, ein ehrlicher Kerl. Welches Mädchen würde mich nicht wollen? Ich pfeife auf meine Base und auf ihre verliebten Herrchen. Mögen sie zum Teufel gehen! Und nun mach ein Ende, Melchior; siehst du nicht, daß du so dumm wirst wie ein Stock? Auf einmal aber fingen seine Schläfen an zu klopfen, und es wurde ihm glühend heiß. Durch das Surren der Bäume drang bald leiser, bald lauter der helle, zitternde Ton einer Flöte. Melchior erhob den Kopf, um besser zu hören. Vom Lufthauch getragen, kam der silberne Klang daher wie die Stimme einer Nachtigall, die durch den Wald flatterte, und wenn das Rauschen weniger stark war, vernahm er auch den dunkleren Ton einer Gitarre.

Das waren sicher die jungen Herrchen auf dem Berge, die nach dem fröhlichen Mahl musizierten und



sich belustigten, und vielleicht war Paska unter ihnen! In Melchior kochte der Zorn und der Haß.

Jetzt gehe ich! stieß er aus, erhob sich und setzte sich wieder; er blickte auf das jetzt von der Sonne beleuchtete Gesicht seines Vaters und stand nicht auf. Doch er beruhigte sich nicht. Mit ausgebreiteten Armen warf er sich auf sein Angesicht hin und stöhnte wie ein gefesseltes Tier. Den ganzen Rest des Tages blieb er düster und schweigsam, ging und kam von der Hütte zum Walde, kletterte auf den Bäumen und Felsen herum und pflückte junge Schößlinge für sein Pferd. Von oben blickte er immerzu nach der Kirche, dem Punkte, der ihn unheilvoll anzog, und in der nachmittägigen durchsichtigen Klarheit drang noch bisweilen Guitarrenklang zu ihm und durchbohrte ihm das Herz.

Beim leuchtenden Sonnenuntergang breitete sich neuer Zauber ringsumher; das Rauschen der Bäume verstummte; der im Westen dunkelrot gefärbte Himmel goß ein geheimnisvolles Purpurlicht über Stämme, Felsen, Efeu und Moos. Die glühende Färbung des Himmels breitete sich bis nach Osten aus, wo sie in rosigem Dufte erlosch, aus dem die violetten Berge in zarten, klaren Linien hervortraten.

Zio Pietro saß vor der Hütte und betete. Im feierlichen Schweigen jener Stunde nahm sein Gebet den Weg zu dem Kirchlein, wo jetzt die Novena stattfand. Er gedachte der Gebete und der gogos mit ihrem melancholischen Tonfall, die er ehemals in dem Kirchlein gesprochen, und erblickte im Geiste den durch die weitgeöffnete Tür hereinschimmernden glühendroten Abendhimmel.

„Segnoredde 'e su Monte,“ betete er; „kleine Madonna vom Berge, sei mir gnädig, und laß mich noch einmal zu dir kommen, in deiner Kirche zu beten. Verleih' mir diese Gnade, Segnoredde, erhöre mich! Basilio wird mich führen; ich werde ... das Mädchen

sehen und ihr vielleicht ein Wörtchen sagen können ... Paska, denke an deinen alten Zio Pietro, dessen Augen geschlossen sind; quäle ihn nicht noch mehr, meine Tochter! Ave Maria, der Herr sei mit dir ...“

Mitunter nahm er das Geklingel einer Ziege für den Ton des Kirchenglockleins; und immerzu sah er jenen Hintergrund des Portals, den erdbeerfarbenen, violett verschleierte Himmel und auf dem Altar die Flammen der großen Kerzen, die nach Wacholder dufteten.

„Paska, Tochter meines Bruders, wo bist du? Kniest du dort? Und betest? Wie kannst du beten nach all dem, was du uns angetan hast? Hat Melchior dich gesehen? Nein? Warum ist er dann so düster? Ave Maria, der Herr sei mit dir ... Ob ich wohl morgen hinaufgehen und sie sehen kann? Vielleicht kann ich dann alles wieder zurechtbringen. O Madonna vom Berge, verleihe mir diese Gnade, meine kleine Rose, meine kleine Lilie, schenke mir dieses Wunder! Ave Maria, Mutter voller Gnaden ...“

Inbrünstig betend, fand er Ruhe in dieser Hoffnung.

Inzwischen kam das Geklingel der Ziegen näher und verschmolz in einen einzigen melancholischen Klang. Die Herde kehrte zur Hürde zurück. Melchior und Basilio trugen Bündel von frischen Zweigen, die sie über den Zaun der Hürde warfen; dann schlossen sie die einfachen Tore, und der Hirt ging in die Hütte, um das Feuer anzufachen. Melchior streckte sich neben seinem Vater aus.

Es wurde dunkel; die Glut des Abendhimmels erstarb in violetten Lichtern, von denen der Wald sich schwarz abhob; zwischen den äußersten Zweigen schimmerte hier und da ein Stern gleich einem Taupfen. Die Berge und das Meer im Osten schwanden schon im dunkeln Traum der Nacht dahin. Tiefer Friede lag ringsum. Und doch webte in der lautlosen



Stille, in der Unbeweglichkeit der durch die Dämmerung ins Riesenhafte vergrößerten Dinge ein Nachtgeheimnis, ein unbestimmtes, beklemmendes Etwas. Melchior wurde noch finsterner.

„Werdet Ihr nicht müde zu beten?“ fragte er den Vater rauh, da er hörte, wie dieser die Kugeln des Rosenkranzes schob.

Zio Pietro hörte auf zu beten, küßte das metallene Kreuz seines Rosenkranzes, bekreuzte sich damit, nahm die Kappe ab und sagte: „Gott sei gelobt!“

„Wofür gelobt?“ fragte Melchior herb.

„Für das Gute, das er uns schickt; für die Gnade, daß er uns Übel erspart.“

Nach kurzem Schweigen brach Melchior in die Worte aus:

„Eure Nichte ist auf dem Berge!“

„Bist du dort gewesen?“

„Wozu das? Um ihr die Augen auszukrazen? Man hat es mir gesagt.“

„Auch mir.“

„Auch Euch? Wer denn?“

„Basilio.“

„Basilio? Und was weiß er davon, der Schleicher? Basilio, komm heraus, du junger Fuchs: hast du die Herde verlassen, um auf den Berg zu gehen? Gib acht, daß ich dir nicht eines Tages die Beine zerschlage.“

Basilio erschien in der hellen Türöffnung und lachte spöttisch.

„Singehen?“ sagte er. „Wenn sie doch selbst hergekommen sind, die Mägde und auch die Damen und Herren, um Milch zu holen. Es gibt keine Milch, habe ich ihnen gesagt. Wem gehört denn diese Hütte? Melchior Carta. So, dann werden wir seine Base schicken, die Milch holen. Und warum ist sie heute nicht mitgekommen? Weil sie nach Nuoro gegangen ist und erst später zurückkehrt, haben sie gesagt.“

„Und wer hat das alles gesagt? Warum kommen sie nicht, wenn ich da bin, ich würde ihnen Milch geben, sie sollen nur kommen!“ brummte Melchior.

„O, sie kommt nicht, seid nur ruhig.“

„Was weißt du davon, Schlaupf? Rummere dich um deine Sachen, sonst werde ich dich lehren, hämisch zu lachen. Und wißt Ihr, Vater“, sagte er zu dem Alten, „ich habe ganz vergessen, Euch die Heldentat von dem da zu erzählen. Habe ich ihn nicht dabei betroffen, wie er eine Ziege angebunden hatte, die den Hasen säugen sollte? Er wollte die Probe auf Eure Geschichte machen.“

„Eine schlechte Probe“, sagte Zio Pietro.

Dann schwieg er. Melchior betrachtete ihn; das von melancholischem Frieden erfüllte Gesicht sagte ihm tausend gute Worte, die in seinem bedrückten Gemüt widerhallten.

Er dachte daran, daß er den Tag über immer rauh zu ihm gesprochen und empfand eine Anwandlung von Reue und zärtlichem Mitleid.

„Vater“, fragte er plötzlich mit veränderter Stimme, da er nicht wußte, was er sagen sollte, „ist die Geschichte mit dem Hasen wirklich wahr? Aber seht doch, was der Basilio für einen bösen Sinn hat, daß er so etwas tun kann.“

„Er ist noch ein Junge“, sagte Zio Pietro. Dann erzählte er andere Geschichten, bis sie sich in die Hütte begaben und schlafen legten. Melchior schien ruhiger geworden zu sein. Doch als Zio Pietro nach kurzem Schlummer aufwachte, merkte er, daß sein Sohn nicht da war. Die Matte war leer; auf der Stelle, wo Melchior sich niederzulegen pflegte, fühlte der Alte den weichen, zusammengekauerten Leib der Kaze.

„Er ist fort“, schrie er auf und hatte Angst. „Basilio!“

Doch dieser schlief den tiefen Schlaf der Glücklichen,



und Zio Pietro mußte ihn erst suchen und mit dem Stocke anstoßen, ehe er ihn hörte.

„Wer stößt mich? Was wollt Ihr?“

„Wohin ist Melchior gegangen?“

„Ich weiß viel davon! Ist er fort oder ist er hier, ich weiß es nicht. Laßt mich schlafen.“

Zio Pietro fühlte sich zum Fürchten einsam.

Er setzte sich auf die Schwelle der Hütte und horchte. Instinktiv fühlte er, daß Melchior, von seiner Leidenschaft hingerissen, zu dieser Stunde ihn vergaß.

Es war völlig Nacht. Der Wald erschauerte von neuem; es klang wie das Rauschen eines unsichtbaren Stroms, das Brausen kalter, dunkler Fluten, die sich in schwarzen Fernen verloren. Kein anderer Laut. Auch die Felsen lagen jetzt schwarz da und erhöhten die peinvolle Finsternis. Am tiefdunklen Himmel zeichnete die Milchstraße nur einen lichterem Dunststreifen; im Osten lag ein ödes, trauriges, endloses Grau, und auf den in jener Ode verlorenen Bergen brannte ein Feuer, ein loderndes Feuer, rotleuchtend wie eine Granatblüte.

Dort hielten Arbeiter, die den Berg urbar machten, ihre Nachtruhe, und das Feuer aus brennenden Mastigbäumen sandte den einsamen Hirten des Orthobene einen Gruß.

Zio Pietro aber sah weder die Milchstraße noch das Lebenszeichen der fernen Brüder. In seiner tiefen Finsternis hörte er nur die einsame Klage des Waldes. Ein Gefühl von Verlassenheit bedrückte ihn; er stellte sich vor, daß Melchior nie wiederkehren, daß auch Basilio von ihm gehen, daß er auf jener Schwelle allein bleiben würde, dem ewigen Dunkel gegenüber.

Es war ihm, als ob er in die öde Tiefe eines kalten, dunkeln Meeres versänke; mit weitgeöffneten Augen sah er und sah doch nur eine leere, schwarze Unendlichkeit, allein in seiner ewigen Nacht, die furchtbarer war als der Tod selbst.

### III.

Melchior überschritt leichtfüßig und schnell die Lichtung. Nahe dem zur Kirche führenden Fußpfad stellte er sich hinter den gegabelten Stamm einer Steineiche, der ihn verbarg und ihm doch ermöglichte, alles vor ihm zu sehen.

Ein großes Feuer erleuchtete den Platz, und fast alle Novianten waren um dasselbe versammelt. Ein kleiner, schwarzer Hund mit glänzendem Messinghalsband bellte Melchior an und machte Miene, auf ihn loszuspringen. Er kehrte sich zu ihm, sagte ganz leise: „Warte, du Schuft!“ und hob die Hand gegen ihn auf. Der Hund machte sich fort und eine näselnde Stimme rief: „Hierher, Leo!“

Niemand hatte den Lauscher bemerkt. Er aber übersah aus seinem Versteck ein phantastisches Bild, das sich in roten Lichtern und Halbschatten von dem nachtschwarzen Hintergrunde abhob. Aus dem mächtigen Feuer von knisternden Stämmen und Ästen, deren Laub noch nicht verbrannt war, sondern in seltsamen Formen glühte, schlugen die Flammen hoch auf und warfen leuchtende Streiflichter über die unteren Partien der umstehenden Bäume und die Gestalten, die sich auf dem Boden, den Steinen oder an die Stämme gelehnt, gruppiert hatten.

Der Wald glich einem phantastischen, von gewundenen Säulen getragenen, mächtigen Bau. Lange Schatten werfend, sprangen in dem roten Lichtkreis einige Knaben umher, die mit Stöcken und Zweigen das Feuer schürten.

Melchior erkannte den Kleinen, der Heuschrecken gefangen hatte und jetzt mit einem belaubten Ast lustig am Feuer hantierte. Fröhliches Lachen, Rufen und Singen verlor sich mit dem Flammenschein im dunkeln Hintergrund des Waldes.



Von dem seltsamen Schauspiel angezogen, dessen bunte Fröhlichkeit ihm gefiel, wurde Melchior anfänglich von seinem Zwecke abgelenkt. Ein leichter Wind, der rauschend durch die Bäume fuhr, traf seinen Rücken, während die Glut ihm ins Gesicht schien.

Mehrere Damen, mit seidenen Tüchern oder Schals um den Kopf, saßen auf einem umgestürzten Baumstamme; die eine schlummerte nickend, eine andere träumte kokett vor sich hin. Auf dem Rasen und auf Steinen saßen einige Bäuerinnen mit Kindern auf dem Schoße; die Männer lagen zum Teil auf dem Boden ausgestreckt. Einige Buben hockten mit herabhängenden bloßen Beinen auf den nächsten Zweigen oder Gabelungen der Bäume. Beim Feuer stehend, stimmte ein junger Mann seine Flöte und schien alles andere umher vergessen zu haben.

Melchior horchte aufmerksam auf die Flötentöne und folgte mit den Augen den Bewegungen der roten Hände des Spielers. Er empfand Geringschätzung und zornigen Ärger, da er der am Nachmittag gehörten fernen Melodien gedachte und der Anwendung von Eifersucht, die diese ihm verursacht. War das derselbe Flötenbläser? Dieser kleine, magere, junge Mensch mit den dünnen, schwarzen Haaren und großen, roten Ohren, mit dem spärlichen, stacheligen Bärtchen am Kinn? Der, mit seinen lächerlich aufgepusteten Backen, hatte ihm für den ganzen Abend das Herz vergiften können?

Plötzlich aber verließ ihn die Neugier, welche das nächtliche Bild in ihm erregt hatte: Wo ist Paska? stöhnte sein Herz. Seine Augen flammten auf und wanderten von der einen der am Boden sitzenden Bäuerinnen zur andern bis zu den schwach beleuchteten Gestalten hinauf, die still auf den an der Kirchenmauer stehenden Bänken saßen.

Paska war nicht zu sehen! Das erleichterte ihn, doch er rührte sich nicht.

„Efisio!“ rief die näselnde Stimme, die vorhin den Hund angerufen hatte, „höre jetzt einmal auf mit dem Zweige und wirf ihn ins Feuer!“

Der Knabe fuchtelte aber weiter mit dem Zweige, und der Hund umsprang ihn bellend.

„Welch ein Staub!“ klagte eine junge Dame.

„Efisio! Leo!“ Die näselnde Stimme wurde so drohend, daß der Hund mit eingeknicktem Schwanz fortzuschlich und der Knabe innehielt.

Auch die Schläferin war aufgewacht und sagte:

„Efisio, wirf den Zweig ins Feuer!“

Widerwillig gehorchte der Knabe. Die Flamme schlug höher auf, zischte und sprühte.

Und Paska war nicht zu sehen! Sollte sie auch heute abend wieder nach Nuoro hinabgegangen sein?

Melchior fing an, sich zu langweilen und fühlte eine gewisse Verachtung für alle die Leute, die ihre Zeit so töricht verbrachten. Durch Paskas Abwesenheit beruhigt, war er im Begriffe fortzugehen, als die Szene sich auf einmal veränderte. Eine junge Dame hatte ein Taschentuch fest zusammengewickelt und es plötzlich einem jungen Manne ins Gesicht geworfen, indem sie ihm zurief: „Ein Schiff ist angekommen, beladen mit . . .“

Der junge Mann stand in sich versunken da und rauchte aus einer Tonpfeife; als das weiche Geschloß ihn traf, fuhr er zusammen und erweckte dadurch großes Gelächter. Doch er hatte die Geistesgegenwart, das Tuch auf den Hals der jungen Träumerin zu werfen und zu antworten:

„Mit Unverschämten! Ein Schiff ist angekommen, beladen mit . . .“

Die Träumerin zuckte zusammen, fing das Tuch auf, wußte aber nicht gleich zu antworten. Doch das beliebte Spiel hatte angefangen, und das Tuch flog hin und her, bald Lachen, bald Ärger verursachend.

Alle nahmen daran teil, nur einige Männer standen



beifammen und sprachen über Politik, sehr vorgeschrittene republikanische Ansichten äußernd.

Da flog das Tuch auf den Mann mit der näselnden Stimme zu; er fing es auf, rief aber: „Unmöglich! Ich bin außer Spiel.“

„Ein Pfand! Ein Pfand!“

„Geben Sie mir den kleinen Ring da!“

„Ach! dürfte ich ihn Ihnen eines Tages vor dem Altar reichen,“ sagte der junge Flötenspieler galant, streifte mit zwei Fingern den aus einem gebogenen Hufnagel bestehenden Republikanerring ab und legte ihn in die rosige Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Paška!“ ertönte es plötzlich. „Ein Schiff, beladen mit Paškas. Viva Paška, Viva!“

Melchior erhob die brennenden Augen: Paška war wirklich erschienen und stand vor dem Feuer, klein und zierlich; die weißen Hemdärmel waren aufgerollt und die Zipfel des schwarzen Kopftuchs zurückgeschlagen; sie suchte mit den Augen einen Platz zum Sitzen.

„Komm her, komm doch her, mein Lämmchen,“ lud der Flötenspieler ein. „Komm und setze dich an meine Seite.“

„Das Messer an Ihre Seite!“ antwortete sie; doch ihre Stimme war so sanft, ihr Lachen so fröhlich, daß Melchior einen Stich im Herzen fühlte und die Faust an die Lippen führte, als ob er beißen möchte. Er dachte:

„Was hält mich noch, was hält mich, du Fraß, du verdammte Seele! Hast Honig im Munde und eine Schlange im Herzen!“

Sie schaute rings umher, lässig und gefällig, wohl wissend, daß sie betrachtet und bewundert wurde — wenn auch nicht gerade mit Hochachtung.

Das nach Damenart von der elfenbeinweißen Stirn zurückgekämmte, glänzend braune Haar schimmerte in

rotgoldenen Lichtern; auf dem kunstvoll gefältelten Hemd spielten bläuliche Schatten.

Als sie ihren Platz gewählt hatte, überschritt sie tück und leicht wie eine junge Gazelle den ganzen von der Flamme hell beleuchteten Raum und schwang sich, recht zur Schau, geschmeidig auf einen vorragenden Felsen. Von da aus beherrschte sie mit ihren langbewimperten, strahlenden, braunen Augen die ganze Szene. Man warf ihr sogleich das Tuch zu, und einer der jungen Herren legte sich zu ihren Füßen hin und fing an, sie mit einem Stöckchen zu necken.

„Seien Sie ruhig,“ sagte sie zu ihm, ihre Röcke zusammenfassend. Und sie warf ihm das Tuch ins Gesicht.

„Ein Pfand!“ schrie es aber von allen Seiten.

„Ich spiele nicht! Nicht wahr, Herr, ich spiele nicht?“ rief Paška.

„Nein, du machst Ernst,“ antwortete die näselnde Stimme.

„Das ist ihr Herr!“ sagte Melchior bei sich und begriff sofort, weshalb der Heuschrecken fangende Knabe, der Hund und die näselnde Stimme ihm instinktive Abneigung eingeflößt hatten.

„Nein, sie spielt nicht, sie macht wirklich Ernst!“ wiederholte er bitter.

Er verlor bereits seine Überlegung; die Ohren sausten und brannten ihm, als ob die Feuerflamme in seinem Kopfe züngle.

„Wo ist der Falke?“ fragte Efisio, sich an Paška klammernd und ihr ins Gesicht blickend.

„Ich weiß es nicht; geh' und suche ihn,“ antwortete sie dreist; doch sie hielt ihn bei sich zurück, um sich gegen die Wurfgeschosse zu decken, welche die jungen Herrchen ihr zusandten.

Das Spiel ging weiter. Als so ziemlich alle, sie einbegriffen, ein Pfand gegeben hatten, traten die zu-



sammen, welche die Strafen bestimmen sollten, und auf Vorschlag des Flötenspielers sollte auch Pascha dazu gehören.

„Ich fühle mich ganz wohl hier und rühre mich nicht,“ sagte sie. „Wenn sie etwas von mir wollen, so mögen sie herkommen.“

Da sie abseits saß, waren die andern genötigt, zu ihr zu kommen und umgaben sie ganz dicht.

Sie lachte. Melchior sah, wie die Bäuerinnen die Köpfe zusammensteckten und miteinander flüsternten; sie staunten wohl über des Mädchens Dreistigkeit. Er bebte vor Anwillen und presste die Fäuste so fest, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen.

Man warf alle Pfänder in Paschas Schoß.

„Wem gehört dieses Pfand?“ fragte sie und hielt ein weißes Taschentuch mit rotem Namenszug empör.

„Mir,“ antwortete eine leise Stimme.

„Wollen Sie es wieder haben?“

„Wenn es doch mein ist!“

„Dann geben Sie meinem Herrn einen Kuß.“

„Das magst du tun!“

„Bravo, bravo!“ riefen mehrere Stimmen, und alle lachten ausgelassen.

„Ja, freilich, sehr brav!“ dachte auch Melchior und sein Zorn wuchs.

„Wenn man es mir aufgibt, so tue ich es!“ entgegnete Pascha keck.

„Aber tut es doch alle!“ rief die näselnde Stimme.

„Sehr gut könnt ihr das tun.“

„Als Strafe!“ erwiderte der Flötist.

„Allzu geistreich! Immer weiter!“ rief eine Dame, ärgerlich darüber, daß man einer Dienerin so viel Aufmerksamkeit schenkte. „Wir wollen doch den Anstand wahren!“

„Machen Sie den Anfang!“

Die Gemüter erhitzten sich, doch mehr oder minder willig führten alle die ihnen auferlegten dummen Bußen aus.

Der Flötist mußte mit einem Besen tanzen und machte gute Miene dazu; er erhielt seine Flöte wieder und glaubte fertig zu sein, als Pascha ausrief:

„Wem gehört diese Birne?“ und mit spizen Fingern den kurzen Stiel einer prächtigen Birne emporhielt.

„Zum Teufel!“ rief der Flötenspieler und betastete seine Taschen. „Die gehört mir! Ihr habt sie mir gestohlen!“

„Wie? Sie führen Lebensmittel in Ihren Taschen mit sich? Was haben Sie noch? Brot? Käse? Lassen Sie doch einmal sehen, Sie Idealist!“

„Sie gehört mir! Nein mir! Gib sie mir, Pascha Carta, gib sie mir!“ riefen die Buben.

Der junge Mann wurde rot — aber nun gerade wollte er seine Birne wieder haben und unterwarf sich deshalb der ihm zuerkannten Strafe. Er mußte hinknien, und ein langer junger Mensch schrieb ihm einen „Brief“ auf den Rücken: allerlei Schimpfworte, zu denen kräftige Püffe die Interpunktion bildeten.

Wäre ich doch dabei! dachte Melchior. Aber warum läßt er sich knuffen? Und in den ist die Närrin verliebt? Ist denn nicht mein Ziegenbock besser als der da? Und sind meine Ziegen nicht verständiger als dieser ganze Haufe Narren?

„Die Birne wird hiermit ihrem Eigentümer wieder zugestellt,“ sprach Pascha feierlich, als der junge Mann aufstand und sich die schmerzenden Schultern rieb.

Aber inzwischen hatten zwei junge Damen die Birne geteilt und verspeist.

Er machte zu dem allen eine gleichgültige Miene, doch zog ein Schatten über sein Gesicht, und obgleich man dagegen protestierte, fing er von neuem an, grausam seine Flöte zu blasen.



„Wem gehört dieser Fingerhut?“ Ein silberner Fingerhut glänzte auf dem kleinen Finger des jungen Mannes in Hemdärmeln.

„Es ist der meine,“ sagte Paska.

„Es ist der meine,“ dachte Melchior und erkannte traurig seine letzte, zärtliche Gabe. Jene Erinnerungen und die Demütigung, sein Geschenk in den Händen derer zu sehen, die ihn so unglücklich machten, brachten ihn von neuem auf.

„Wenn du ihn wiederhaben willst, schöne Paska, so erzähle uns eine Geschichte.“

„Eine Geschichte? Welche?“ sagte sie für sich und erhob ihre Arme, um sich das Kopftuch zurechtzurücken. Bei dieser Bewegung erschien ihre Büste wundervoll modelliert durch das Hemdchen und das rotsamtene Nieder, und in die Gefühle, welche Melchior bestürmten, mischte sich jetzt noch das sehnende Verlangen, die schmiegsame Gestalt, die er als ihr Verlobter so oft mit Entzücken im Arm gehalten hatte, wieder zu umfassen.

Wer trennte sie jetzt? Wer hinderte ihn, hervorzuspringen, zu ihr zu eilen und Paskas frohes Herz wieder mit der alten Hingabe an dem seinigen schlagen und ihren frischen Mund auf seinen Lippen zu fühlen? Wer trennte sie? Die lächerlichen, albernen Menschen, die da um das Feuer schwirrten wie Nachtfalter um das Licht? Er fühlte Kraft und Mut, sie alle zusammen in die Flamme zu werfen, daß sie hoch aufschlüge und nur noch ihm und Paska leuchte, an die er triumphierend die Frage richten würde: Und nun?

„Erzähle uns die Geschichte von der Henne,“ sagte Efficio, Paska am Kleide ziehend.

„Nein, die vom Hahn, der kein Ei gelegt hatte.“

„Lieber die von der Henne, die ein Ei gelegt hatte.“

„Nein,“ sagte Paska, und ihre klare Stimme über-tönte den Lärm, „ich will die Geschichte vom Zauberer

erzählen.“ Sie begann: „Es war einmal ein Knabe mit Namen . . .“

„Antonneddu,“ sagte die kaustische Stimme ihres Herrn.

„Nein, so nicht, sondern . . .“

„Melchior?“

Melchior erbebt beim Klang seines Namens. Wer hatte ihn genannt? Wer spottete seiner? Keiner von denen, die dort standen; die Stimme kam von einem der am Boden liegenden Männer, den er nicht sehen konnte.

„Nun ja, Melchior,“ sagte Paska mit herausforderndem Blick. „Er . . .“

„Das ist zu arg,“ sagte der Hirte bei sich, und das Feuer schien ihm immer blutiger rot.

„Er trug eines Tages Holz vom Berge hinunter . . .“

„Wie denn? War er nicht ein Hirte?“ fragte die Stimme von vorhin.

„Ach was, Hirt! Es war ein Knabe, ein Bauer. Da begegnete ihm die böse Orca. Der Knabe fürchtete sich . . .“

„Das will ich glauben!“

„Wie sah die Orca aus?“ fragte Efficio leise, der, an Paskas Knie geklammert, aufmerksam lauschte: „Hatte sie auch Zähne?“

„Und was für welche! Zähne so lang wie Spieße und so lange Augenwimpern, daß sie sie mit Stöcken in die Höhe halten mußte!“

Armer Melchior!

„Meine Ahnung sagt mir, daß in dieser Geschichte Schlüssel vorkommen,“ sagte die näselnde Stimme.

Und immerfort erklang die Flöte dazwischen.

„Wohin gehst du, mein Schäfchen?“ fragte die böse Orca. „Wenn du mit mir kommst und mir dieses Holz verkaufst, so gebe ich dir einen Korb Brot, der immer voll bleibt, soviel du auch daraus nimmst.“ Der arme Junge, der immer Hunger hatte, ließ sich verlocken und



ging, unter der Last seines Holzbündels gebückt, hinter ihr her. Die böse Orca schritt schnell dahin und fetzte den Boden mit ihren Augenwimpern" ... „Jetzt höre aber einmal auf mit deinem Zweig; siehst du nicht, daß du mir allen Rauch in die Augen treibst?“ rief Paska, schloß die Augen und wandte das Gesicht ab.

„Der Rauch zieht immer zu den Schönen und Braven,“ sagte ihr Herr.

Jemand faßte den Knaben, drängte ihn fort, und Paska erzählte weiter.

„Also, die Orca trottete weiter, und endlich kam sie an ihr Haus. Da nahm sie den Knaben und sperrte ihn in eine Kiste. Sie wollte ihn mästen und dann essen. Alle Tage befahl sie ihm, seinen Finger durch ein Loch zu stecken; aber der Knabe zeigte ihr einen Mäuseschwanz, den er in der Kiste gefunden hatte.“

„Aber ... was bekam er denn zu essen?“ fragte Efsio leise und zupfte Paska am Kleide. „Und konnte die Orca ihn nicht sehen, wenn sie die Kiste aufmachte?“

„Ach, laß mich, das weiß ich nicht. Also, als die Orca sah, daß er gar nicht dicker wurde, holte sie ihn aus der Kiste heraus und befahl ihm, die Arbeit für sie zu tun. Sie übergab ihm hundert und einen Schlüssel.“ ...

Der Herr lachte laut und sagte: „Habe ich nicht gesagt, daß Schlüssel darin vorkommen ...“

„Lassen Sie mich doch erzählen, Herr! Also sie übergab ihm hundert und einen Schlüssel und sagte: Siehst du diese Schlüssel? Du magst alle Türen öffnen, die diese hundert Schlüssel aufschließen, aber hüte dich, die zu öffnen, zu der ...“

„Der hundertunderste paßt! Was schloß denn dieser hundertunderste auf?“ rief es von verschiedenen Seiten, und Pfeifen, Lachen und dreiste Scherze erklangen. O du armer Melchior! Armer Kerl!

Melchior kniff die Augen zusammen, um Paska

deutlicher zu sehen, und es schien ihm, daß sie errötete, vielleicht weil er selbst rot wurde. Ein wilder Grimm schnürte ihm die Kehle zu gegen alle, die — ihn fern glaubend — ihn feige verspotteten, aber auch gegen Paska, die das duldete.

„Ist deine dumme Geschichte noch nicht zu Ende?“ stöhnte er. „Ich werde sie aber zu Ende bringen, und das noch diese Nacht, du Kröte, du Schlange!“

„... Also der Junge nahm die Schlüssel und öffnete jene Tür nie. Aber er mußte immer an das denken, was dahinter verborgen sein könnte, und von Tag zu Tag wuchs seine Neugier. Endlich konnte er nicht mehr widerstehen und schloß die Tür auf; doch bleich vor Schrecken stürzte er fort, denn das Zimmer war ganz voll von Menschen, welche die Orca abgenagt hatte. Und ganz hinten stand ein kleiner Teufel, der die Knochen in einem steinernen Mörser zerstampfte ...“

„Was tausend!“ sagte der junge Mann in Hemdärmeln, „auch die wußte sie zu verwenden?“

„Sie wird wohl das Pulver verkauft haben, um es unter den Zucker zu mischen und unter das Mehl für die Maccheroni ...“

Der kleine Efsio tat den Mund auf, doch er konnte nicht sprechen, denn er war nicht weniger erschrocken als der junge Knecht der Orca.

„Also, als der Knabe entsetzt fortgelaufen war, hinterbrachte es der kleine Teufel der Orca, daß jener das Zimmer geöffnet hatte. Da packte die Orca den Knaben und wollte ihn töten; schließlich aber ließ sie ihn unter der Bedingung am Leben, daß er ihr jeden Abend einen Christenmenschen zu essen gebe. Was sollte der arme Junge nun tun?“

„Und wie wollte sie ihn haben, am Spieß gebraten oder gesotten, Paska, o Paska?“

„Gekocht!“ rief sie; „einfach abgekocht. Der Junge wußte nicht, was anfangen. Denkt nur einmal! Jeden



Abend einen Christenmenschen herrichten und ihn vorher auch noch totschlagen, das ist gewiß keine leichte Sache und gar für einen Knaben. Die Orca ging fort und sagte: „Weh dir, wenn ich mein Mahl nicht bereit finde!“ Und der arme Junge weinte und weinte. Inzwischen wurde es Nacht, und die Sterne kamen hervor . . .“

„Was haben die Sterne damit zu tun?“

„Ja, wirklich! Was haben die Sterne damit zu tun, wenn es Nacht wird,“ sagte sie spöttisch.

„Ein bißchen Poesie . . .“

„Die die Erzählung würzt wie jenes Pulver die Maccheroni . . .“

„Der Himmel sah aus wie ein Sieb, ganz von Sternen durchlöchert . . .“

„Merkwürdiger Vergleich . . .“

„Kurz, es war Nacht, und der Junge wußte nicht, was anfangen. Da hörte er ein Geräusch . . .“

„Das wird der Mörser gewesen sein.“

„Nein, es war ein Mann, der vorüberging und sang. Was tut der Junge? Er nimmt eine Stange und stellt sich hinter einen Baum.“

Hier machte Paska eine Pause, wie um die ängstliche Erwartung des Knaben anzudeuten. Rings umher vernahm man nur die unermüdete Flöte, weshalb die näselnde Stimme spöttisch fragte: „Aber sage einmal, Paska, sang der Unglückliche, der vorüberging, oder spielte er?“

„Er spielte, er spielte die Flöte,“ sagte die Stimme vom Boden her, und lachend rief er: „Gib wohl acht hinter deinem Baum, Melchior!“

Melchior zog sich unwillkürlich zurück; seine Nerven zuckten.

Mit grausamer Gleichgültigkeit spielte der Flötenbläser weiter.

„Also, als der Mann nun an dem Baume vorüber-

kam, sprang der Junge hervor und zerschlug ihm die Stange auf dem Kopfe, daß er tot hinfiel . . .“

„Gut getroffen!“

„Nicht schlecht für einen Jungen in dem Alter! Freilich, da er im Hause der Orca lebte!“

„Der andere hörte auf zu singen . . .“

„Das glaube ich auch! Sogar ein Flötist hätte da aufgehört!“

„. . . Hörte auf zu singen. Da war der Knabe ganz vergnügt . . .“

„Schönes Vergnügen! Man sieht, daß Tante Orca ihm eine gute Erziehung gab!“

„Ganz vergnügt zog und zog er,“ sagte Paska, biß die Zähne zusammen und tat, als ob sie eine schwere Last fortzuschleppe.

Blas vor Schrecken folgte Efsio mit weitgeöffneten Augen den Bewegungen von Paskas Mund und Händen und klammerte sich fester an sie.

„. . . Also, der Junge zog, was er konnte und schleppte den Mann, der sang . . .“

„Das heißt, der nicht mehr sang.“

„Ins Haus, zündete das Feuer an, setzte einen großen Kessel Wasser auf und warf den toten Mann hinein . . .“

„Mit den Kleidern und allem, ja?“

„Auch mit den Schuhen?“

„Das mußte eine schöne Brühe werden . . .“

„Die brauchten kein anderes Gewürz!“

„Als die Orca nach Hause kam, fand sie ihr Abendessen fertig. Ganz zufrieden speiste sie, und dann ging sie zu Bett. Aber mitten im schönsten Schlaf klopfte es an die Tür.“

„Wer ist da?“

„Der König.“

„Es war die Gerichtsbarkeit, die mit der Frau des Erschlagenen kam, um nachzusehen, ob die Orca ihn



getötet hätte. Die Orca nahm die Reste ihres Mahls. "

"Vielleicht die gekochten Stiefel, die sie nicht beißen konnte, ja?"

"... Die Reste des Mahls und warf sie in einen tiefen, schwarzen Brunnen; dann warf sie einen Ziegenbock hinein, und dann öffnete sie die Tür. Die ganze Gerichtsbarkeit kam herein, und die Frau weinte und raufte sich die Haare. Sie sahen alles nach, und da sie nichts fanden ..."

"Und die hundertundein Zimmer? Warum nahmen sie keine regelrechte Hausfuchung vor?"

"Vielleicht hatte die Orca Beschützer unter den Richtern, oder auch da schon war es mit der Gerechtigkeit nicht zum besten bestellt ..."

"Für die Gauner!" sagte die näselnde Stimme mit schlecht verhehltem Ärger.

"Ach ja, Sie sind hier! Entschuldigen Sie, Herr Richter!"

"Bitte!" erwiderte jener spöttisch.

"... Genug, da sie nichts fanden, wollten sie gerade wieder fortgehen, als die Frau, die in den Hof getreten war, rief: „Und dieser Brunnen? Schaut doch in den Brunnen!"

"Das ist wahr," sagte der Richter und befahl den Leuten, in den Brunnen zu steigen; doch keiner gehorchte.

"Nun, ich sagte doch, daß es damit nicht zum besten ging."

Da packten sie den Jungen, banden ihm ein Seil um und ließen ihn hinab. Als er unten war, riefen sie ihm zu: "Was siehst du da?" Er antwortete: "Einen Leichnam." Da weinte die Frau noch lauter, raufte sich die Haare und zerriß ihre Kleider. Sie hatte wohl Ursache! Der Richter rief dem Knaben zu, er solle die Kennzeichen des Opfers nennen; und der Knabe schrie herauf:

"Wieviel Augen hat dein Mann?"

"Mein Mann hatte zwei Augen."

"Auch dieser hat zwei Augen. Wieviel Ohren hatte dein Mann?"

"Mein Mann hatte zwei Ohren."

"Auch dieser hat zwei. Wieviel Nasen hatte dein Mann?"

"Mein Mann hatte eine Nase."

"Auch dieser hat eine. Wieviel Füße hatte dein Mann?"

"Mein Mann hatte zwei Füße."

"Und dieser hat vier. Trug dein Mann ein Bliß?"

"Mein Mann trug kein Bliß."

"Aber dieser trägt ein Bliß. Hatte dein Mann Hörner?"

Da fing die ganze Gerichtsbarkeit an zu lachen, zu lachen!... Der Richter warf sich auf die Erde vor Lachen.

Auch die Zuhörer der hübschen Erzählerin lachten, gleich der wenig findigen gerichtlichen Macht in ihrer Geschichte.

Paska fuhr fort: "Mein Mann hatte keine Hörner", schrie die Frau; "mein Mann hatte keine Hörner!"

"Aber dieser hier hat Hörner!"

Man lachte noch lauter, und eine Stimme rief:

"Der unverschämte Melchior!"

"Armer Melchior! Was für ein Dummkopf!"

"Schöne Paska, zieh ihn doch schnell aus dem Brunnen!"

"Nein, Paska, ertränke ihn, wenn er es verdient."

Sie verstand die Anspielungen und warf lachend den Kopf zurück, so daß man ihre weiße Kehle sah, und sagte frech:

"Ich habe ihn schon ertränkt."

Da verlor Melchior alle Überlegung; es war ihm so, als ob er hinter dem Baume hervorgesprungen, mit einer Hand auf das Feuer gefallen wäre und sich diese



verbrannt hätte: in Wirklichkeit hatte er die schöne Pascha blutig geschlagen. Den sie trennenden Raum überspringend, war er über sie hergefallen, ehe einer der Umstehenden sich gerührt hatte. Sie hielt sich die Hände vors Gesicht, wich zurück und schrie um Hilfe; das Kind versuchte, sie zu schützen, und klammerte sich noch fester an sie. Melchior sah sich dann von zornigen Gesichtern umringt und fühlte die derben Fäuste auf seinem Rücken.

„Feigling! Elender! Schuft!“

Pascha fing an zu weinen vor Schmerz und Schrecken, und auch das Kind schluchzte laut.

„Feiglinge seid ihr,“ schrie Melchior mit heiserer Stimme und machte sich frei. „Laßt mich gehen, sonst wird euer Vergnügen heute abend ein schlechtes Ende nehmen.“

„Schurke!“ Eine mächtige Faust fiel wie ein Stein auf seinen Kopf.

Wütend riß er sich los und schwang sich mit einem Razensprung von neuem zu Pascha hin, schlug sie nochmals heftig und fühlte ihre warme, weiche Wange. Dann noch ein tüchtiger Satz, und er befand sich außerhalb des Kreises. Sein ganzer Körper bebte, die Ohren brannten ihm, seine Lippen zitterten und stießen Schimpfworte und Verwünschungen aus. Er empfand einen namenlosen Schmerz: auf die Erde hätte er sich werfen, in die Steine beißen, die Stirn am Boden zerschlagen und sterben mögen.

In der tiefen Dunkelheit, die ihn jetzt umgab, unterschied er noch den fernen Feuerschein und die dunkle Masse des Waldes, das Schreien des Knaben und das Schluchzen Paschas. Aber die verwünschte Flöte, deren Ton ihn heute von nah und fern geärgert hatte, war endlich verstummt,

## IV.

Wie eine große, blutrote Kugel erhob sich die Sonne aus dem fernen Meere, als das Glöckchen zur Messe läutete. Tiefe Stille rings umher. Die Vögel schwiegen noch, die Luft war frisch und der Himmel rein und klar. Hier und da kam schläfrig und stumm eine Frauengestalt zum Vorschein, und in den Laubhütten bei dem Kirchlein wurden die Kaffeekannen zum Feuer gerückt.

Das zweite Läuten erklang, ein heller, gebietender Ton, der aus der Kirche durch die Bäume in die offenen Türen hineindrang.

Die Sonne hing noch über dem Meere, das sie mit leuchtenden Tönen schmückte.

Die kleinen Türen der an die Kirche angebauten cumbersias (Stuben) öffneten sich, und es traten schläfrige Kinder und junge Leute heraus.

Beim dritten Glockenruf gingen fast alle in die Kirche.

Und draußen unter den Bäumen, deren Gipfel vom sanften Widerschein der noch strahlenden Sonne erglänzten, und auf der kleinen Ebene, wo das Gestein schimmerte, herrschte wieder tiefes Schweigen.

Von drüben, aus dem taufrischen Walde, kam Zio Pietro; stark wie der Fels, milde und ehrwürdig schritt er einher. Statt der Kappe aus Fuchsfell bedeckte die schwarze, sardische Mütze sein silberweißes Haar. Basilio führte ihn; lachend zog er ihn mit sich und suchte aufmerksam die weniger steilen Stellen aus. Auf der Ebene angelangt, streckte der Blinde seinen Stock vor sich hin und sagte:

„Wir sind ganz nahe, nicht wahr? Ich habe die Glocke gehört.“

„Wir sind gleich da, aber ich habe nichts gehört. Ihr habt gute Ohren!“

„Ist niemand zu sehen?“



„Ich sehe“ ... sagte Basilio, rings umherblickend, „ich sehe ein schwarzes Hündchen. O, wie hübsch! Te, te, te,“ rief er und schnippte mit den Fingern nach dem Hunde hin, der mit Gebell antwortete.

„Ich habe dich nicht gefragt, ob du schwarze Hunde siehst, ich habe gefragt, ob Christenmenschen zu sehen sind.“

„Keiner, Zio Pietro, keiner.“ Doch nach einigen Schritten kniff Basilio die Augen zusammen und sagte verschmizt:

„Eh, eh, Zio Pietro, Paska ist zu sehen! ...“

Der Alte zuckte leicht mit den Augenbrauen, besann sich aber bald und sagte streng:

„Lügner! Du kennst sie nicht einmal. Merke dir, daß ich nicht hierher gekommen bin, um mit dir zu scherzen.“

„Es war kein Scherz, Zio Pre, ich glaube wirklich, ich habe sie gesehen. Sie ist klein, nicht wahr? Hat ein rosig helles Gesicht und schwarze, glänzende Augen, nicht wahr? Sie stand da bei dem Hündchen, doch als sie Euch sah, hat sie sich fortgemacht.“

„Vorwärts! Es ist nicht wahr,“ rief der Alte, der wohl merkte, daß Basilio log. Sie gingen weiter. Doch Basilio blickte nur nach dem Hunde hin, den er an sich zu locken versuchte; so achtete er nicht mehr auf den Weg, und obschon der Alte mit seinem Stock den Boden betastete, stolperte er häufig.

„Die Messe hat schon angefangen; man hört kein Läuten mehr. Weiter, du alberner Junge, und laß den Hund in Ruhe. Siehst du niemand?“

„Auch nicht ein Bein von einem lebendigen Christenmenschen. Ach, wie schön ist das Hündchen, und es hat ein goldenes Halsband mit einem Glöckchen daran. Hörst doch, Zio Pietro ... Drin, drin, drin ... Wenn ich allein wäre, dann nähme ich ihn mir mit.“

„Bravo! Und wir sind auf dem Weg zur Kirche!“

„Was ist denn dabei? Ich würde ihn mit dem Hasen zusammenuntun.“

„Man sollt's nicht glauben, daß du noch so kindisch bist!“ sagte Zio Pietro. Doch nach einer Weile fragte er: „Wo hast du ihn gelassen?“

„Wen? den Hasen? O,“ sagte Basilio, schlaulächelnd, da er an das in einer hohlen Eiche verborgene Eierchen dachte, „ich habe ihn irgendwo gelassen, wo ihn niemand finden kann, nicht einmal die Hexen. Ich allein weiß es.“

„Wo denn?“

„Wenn ich es Euch sage, so wißt auch Ihr es, und dann nehmt Ihr ihn mir eines Tages fort, bratet ihn und sagt dann, er wäre fortgelaufen.“

„Damit hat es keine Gefahr,“ sagte Zio Pietro traurig.

Inzwischen waren sie angelangt; nach einem kleinen Aufstieg traf er mit seinem ausgestreckten Stock auf eine Mauer, und sein scharfer Geruch verspürte den Duft des frischen Kaffees und den feuchten Dunst der Laubhütten.

„Das Hündchen folgt uns,“ sagte Basilio, sich umschauend, „aber es will nicht herankommen. Warum kommst du nicht, Schelm? Gebt mir einmal Euren Stock, Zio Pietro.“

„Laß ihn in Ruhe,“ sagte der Alte ärgerlich und hielt seinen Stock fest. Da der Hund laut bellte, kam aus einer der Türen der kleine Efsio heraus, hielt die Hand gegen die Sonne und blickte auf und ab.

„Leo, hierher, Leo!“

„Leo, hierher, Leo!“ machte Basilio ihm spöttisch nach. „Gehört der Hund dir, Junge?“

„Ja, er gehört mir und nicht dir!“ rief Efsio böse.

„Wenn du schreist, so werde ich ihn prügeln, bis er kriecht.“

„Du? Das versuche nur! Dann rufe ich Papa!“



„Und wenn du deinen Papa ruffst,“ sagte Basilio lachend und fügte ein derbes, sardisches Schimpfwort hinzu.

„Jetzt hört es aber auf,“ ermahnte Zio Pietro weitergehend.

Der Knabe streckte die Zunge heraus, und Basilio drohte ihm mit der Faust; sobald er den Altar in die Kirche geführt hatte, kehrte er zurück, um den Streit fortzusetzen.

Zio Pietro kniete auf den Boden hin und stützte einen Arm auf den längs der Mauer hinlaufenden Sitz. Die wenigen Leute, die der Messe beizuhörten, kehrten sich um und betrachteten ihn; das fühlte er, und es verursachte ihm Traurigkeit, Verwirrung und tiefe Rührung. Sein Herz schlug heftig, aber das dem Altar zugewendete Gesicht blieb ruhig.

Ob wohl Pascha hier war, in der halbdunkeln, kühlen Kirche? Er hatte gehofft, wenn sie ihn sähe, würde sie aufstehen und zu ihm kommen, um ihn zu begrüßen. Von den Vorfällen der letzten Nacht wußte er ja nichts, und er war ohne Melchior's Wissen gekommen, um noch einmal zur Madonna zu beten und womöglich mit Pascha zu sprechen.

Aber sie kam nicht. Vielleicht wagte sie nicht aufzustehen, vielleicht war sie auch gar nicht da. Das alte Herz schlug wieder regelmäßig und ging langsam seinen dunkeln, traurigen Weg weiter; alle seine Gedanken stiegen zu der kleinen Madonna auf, deren rosig glänzendes Gesichtchen übergossen war von dem durch das Portal eindringenden hellen Licht.

Die Weiber sangen mit eintöniger Stimme Psalmen. Der rhythmische Tonfall erweckte in Zio Pietro die Erinnerung an alle Einzelheiten der früher dort gehörten Messen; er sah im Geiste auch den leuchtenden Hintergrund der Kirchentür und dahinter eine ferne Bergkuppe, die knienden Frauen in ihren helleren oder

dunkleren roten Niederein, am Altar den bloßen Kopf eines Bauern mit langen, in Zöpfen geflochtenen Haaren und den Priester, der mit erhobenen Händen hin und her ging, die Tunika von zweifelhafter Weiße so hoch geschürzt, daß der Saum seiner schwarzen Beinkleider hervorsah.

Nach der Litanei intonierten die Andächtigen die gogos<sup>1)</sup> zweistimmig, doch stets mit einförmigem, melancholischem Tonfall, in dem gleichsam das friedliche Rauschen des Waldes erklang; nur war dieser Klang trauriger, einsamer, wie von verborgenem Heimweh erfüllt.

Zio Pietro erschauerte leicht; ein Strom von zärtlichen und wehmütigen Erinnerungen überflutete sein Herz. Auf seinen Stock gestützt, erhob er sich, setzte sich auf die Bank und vereinte seine Stimme mit den andern.

Beim Schlußvers erklangen auch die Stimmen von Knaben und Männern, so laut, daß die einzelnen Worte sich verloren; doch Zio Pietro wußte die gogos auswendig, und jeder Vers, den er mitsang, ging ihm tief zu Herzen.

Imploranos, de su Monte  
Reina, s'eterna vite,<sup>2)</sup>

Das letzte Ritornell wurde zweimal wiederholt; schärfer erklangen die Kinderstimmen und endeten in einem kurzen, rauhen Schrei: dann plötzlich tiefe Stille, und Zio Pietro kniete nieder für den Segen. Die Arme auf die Bank gestützt, barg er das Gesicht in den Händen, wartete und fing an, sich zu beruhigen. Er hörte die Leute fortgehen, die Kinder und Männer vom Altar herabsteigen; zu ihm aber kam niemand, niemand achtete auf ihn. Sie war also nicht da? Er wartete noch immer,

<sup>1)</sup> Bittgesang.

<sup>2)</sup> Königin vom Berge, erbitte uns das ewige Leben!



bis die Kirche ganz einsam war; er hörte noch das rauhe Husten einer Alten, den leichten Schritt eines barfüßigen Kindes, dann nichts mehr. Da merkte er, daß auch Basilio ihn verlassen hatte, und empfand eine schwere Traurigkeit, ein schmerzliches Gefühl von Demütigung und Schwäche. Seine Lippen beteten noch, aber seine Seele war kalt und leer wie die alte Kirche, in der sein Beten sich verlor. Dann hörte er, wie Basilio auf den Fußspitzen eintrat, den Atem anhielt und hinter ihn trat.

„Zio Pietro,“ sagte er und faßte ihn an den Arm, „sollen wir gehen? Es ist niemand mehr hier.“

„Und wo warst du?“

„Ich? Hier, Zio Pietro.“

„Das ist nicht wahr! Lügst du auch in der Kirche? Du hast die heilige Messe nicht gehört. Knie nieder! Sofort!“

Er faßte ihn und zwang ihn niederzuknien; als er ihn seufzen und mit leiser Stimme inbrünstig beten hörte, verzog er ihm.

„Zio Pietro, was für schöne Blumen auf dem Altar! Sind es wirkliche? Darf ich hingehen und sie befehen?“

Der alte Mann überlegte, und da er dachte, daß Basilio das auch ohne seine Erlaubnis tun konnte, hielt er es für besser, sie ihm zu geben.

„Gehe nur, aber rühre nichts an.“

Doch nachdem er gehört, wie Basilio leichtfüßig zum Altar hinaufgestiegen war, vernahm er auf diesem ein leichtes Klirren, als ob die Vasen fortgeschoben würden. Gleich war der Knabe wieder an seiner Seite.

„Was hast du getan? Hast du etwas angefaßt?“

„Nichts, Zio Pietro. Gehen wir jetzt.“

Er zog ihn mit sich und sie gingen.

An der Tür einer der Hütten stand Paska und erblickte plötzlich die Gestalt ihres Onkels. Aus Furcht

vor einer neuen Begegnung mit Melchior war sie nicht, wie gewohnt, zur Stadt hinuntergegangen, um Lebensmittel zu holen; doch da sie in angenehmer Gesellschaft an der Quelle gewesen war, hatte sie weder der Messe beigewohnt, noch Zio Pietro gesehen; jetzt würde sie sich gerne zurückgezogen haben, wenn Basilio, der sie scharf betrachtete, sie nicht an gewissen Anzeichen erkannt hätte.

„Bist du Paska Carta?“ fragte er sie boshaft und schüttelte die Hand des Alten in der seinen, als ob er sagen wollte: Erkennst du diesen Mann nicht? Ladest du ihn nicht ein einzutreten?

Sie machte aus der Not eine Tugend und trat aus der Hütte; wenn Zio Pietro nicht blind gewesen wäre, so würde sie nach der Beschimpfung der letzten Nacht sich für berechtigt gehalten haben, ihm den Rücken zu kehren; doch da er ein so unglückliches, hilfloses Wesen war, durfte sie ihm den Gruß nicht weigern, ohne die sie aufreizenden Verleumdungen und Spöttereien noch zu vergrößern. Sie grüßte also freundschaftlich mit dem Kopfe, als ob der alte Onkel sie sähe.

„Seid Ihr da, Zio Pietro?“

„Ich bin da. Und wo warst du? Nicht in der Messe?“

„Nein. Ich war am Brunnen. Ach, es bleibt einem nicht die Zeit, in die Kirche zu gehen.“ Sie wurde spöttisch, kalt, unruhig. Mit nervöser Bewegung der kleinen, roten Hände strich sie ihre Schürze aus schwarzem, gelbgeblütem Perkal nach den Seiten hin; tausend bittere Worte kamen ihr auf die Lippen; sie hätte aufschreien, allen Zorn und Schmerz austoben, den armen, alten Mann beschimpfen mögen. Aber wozu? Welche Schuld hatte er? Was konnte er tun? Vielleicht war er gekommen, um sie zu begütigen, sie um Verzeihung zu bitten, und im Grunde schämte sie sich, denn die bloße Anwesenheit des Greises war für sie ein stummer Vorwurf.



Und dann dieser Junge, der sie hartnäckig betrachtete, boshaft lächelte und mit neugierigem Blick jeder ihrer Bewegungen folgte, und auch ihre Herrschaft war auf die Schwelle der Hütte getreten und beobachtete sie. Paska kehrte sich zu ihnen und sagte in trotzigem, herbem Ton: „Das ist mein armer Onkel Pietro, der Vater des Elenden, der mich gestern abend geschlagen hat.“

„Wer hat dich geschlagen, Melchior?“ rief der Alte und schlug vor Schrecken und Überraschung die Augenlider auf, so daß man das rötliche Weiß der erloschenen Augen sah.

Basilio sperrte den Mund auf und hörte auf zu lachen.

„Wißt Ihr das noch nicht?“ schrie Paska und strich immerzu ihre Schürze glatt. Und bald zu Zio Pietro, bald zu ihrer Herrschaft gewandt (der Herr war dick, gelb, kahl, mit dichtem, schwarzem Bart, die Herrin sehr rot im Gesicht, mit kleinen, hellblauen Augen und schwarz gekleidet), erzählte sie den Vorgang, halb auf sardisch, halb auf italienisch und bückte sich, als ob die kräftigen Fäuste Melchiors von neuem anfangen wollten.

„Und das hat mein Sohn getan? Mein Sohn?“ wiederholte Zio Pietro, beide Hände auf den Stoc gestützt und demütig den Kopf neigend. Der weiße Bart reichte ihm bis zum Ledergurt, an dem sein Feuerstahl in Gestalt einer kleinen Sichel hing.

„Und das hat Euer Sohn getan, Zio Pietro, das hat Euer Sohn getan an seiner Base, der vater- und mutterlosen Waise, und vielleicht denkt er auf noch Schlimmeres, denn, ich weiß es wohl, er will mein Blut trinken, nachdem er mich auf tausenderlei Art verleumdet und verhöhnt hat. Aber ich gebe ihm mein Wort“ — und sie legte eine Hand auf die Brust — „daß man ihm die Beine zerschlagen wird, wenn er am wenigsten daran denkt, oder ich will nicht mehr Paska Carta heißen!“

„Paska! Paska!“ hub der Alte an; aber sie ließ ihn nicht weiterreden, fing an zu weinen und schrie unter Schluchzen: „Paska! Paska! Ja, ich weiß schon, was Ihr sagen wollt, Zio Pietro, ich weiß alles, alles ... aber verlangt Ihr, daß ich mich von ihm totschiagen lasse? Tue ich ihm etwas zu leide? Warum läßt er mich nicht in Ruhe? Sprecht!“

„Guter Mann,“ sagte ihre Herrin, als sie sah, daß Neugierige herbeikamen, „tretet doch einen Augenblick herein. Hilf ihm, Paska.“

Der Herr trat in die Hütte zurück und warf seiner Frau einen ärgerlichen Blick zu; doch diese murmelte: „Der Armste!“ erwartete den Alten an der Tür, half ihm herein und führte ihn zu einer Bank.

Basilio setzte sich neben ihn und verdrehte sich fast den Hals, um alles neugierig zu betrachten. Ein großer, dunkelblauer Vorhang teilte den Raum in zwei Teile und verhüllte sorgfältig die im Hintergrund aufgeschlagenen Feldbetten; den Fußboden bildete festgestampfte Erde, und das Dach bestand aus Rohr, durch das die Sonnenlichter drangen; den vorderen Raum nahm die Bank ein, auf der Basilio neben dem Alten saß, ferner einige Stühle, eine Kiste aus gelbem Holz und ein Tisch, auf dem allerlei Geschirr stand, Glasflaschen, Gläser und Kelche, die in dem hellen Lichte blitzten, das durch die Fensteröffnung einfiel. Diese ging nach Morgen und bot einen herrlichen Blick auf den Wald, den Himmel und das ferne, blaue Meer. Ein kleiner Spiegel gegenüber gab das leuchtende Landschaftsbild wieder; der frische Hauch des Waldes drang durch das Fenster und setzte den Vorhang in wellenförmige Bewegung. Basilio fand alles prächtig und fühlte sich überaus glücklich; seine Augen wanderten von dem glänzenden Spiegelbild zu einer geschliffenen Kristallflasche, auf der das Licht in allen Farben spielte. Und er wußte nicht, welche Freude wohl größer sein



möchte, das schimmernde, grüne Getränk die Kehle hinabrinnen zu fühlen, oder in dem Spiegel einmal sein eigenes, klar wiedergegebenes Bild zu betrachten, statt des zitternden Schattens, den die Quelle ihm zeigte. Und da stand Paska, rosig und sauber. Wenn er auf die Gespräche Zio Pietros und seines Sohnes horchte, hatte Basilio so oft an sie gedacht, und es war allmählich eine lebhaftere Neugier in ihm entstanden, sie zu sehen und jetzt war sie da vor ihm, mit bloßem Kopf und barfüßig. Er hatte nie etwas Schöneres gesehen, und seine befriedigte Neugier, die Hoffnung, aus der schillernden Flasche zu trinken und sich im Spiegel zu sehen, machten ihn sehr glücklich. Er vergaß den Hasen, der im moosigen Baumstamm seiner harrte, die verlassenem Ziegen, seinen fernen Herrn und sogar den neben ihm sitzenden Zio Pietro. Alles, was er sah, auch das rote Gesicht der Hausfrau und das gelbe mit dem großen, schwarzen Bart des Hausherrn, kam ihm schön vor, und er fürchtete sich gar nicht. Wie glücklich mußten die Leute sein mit all dem Guten, das wohl in der Kiste verborgen war und dem Wein und Likör! Auch Paska mußte, trotz der Schläge Melchior's und der vergossenen Tränen, doch sehr glücklich sein!

Ermutigt durch das schmerzliche, demütige Schweigen Zio Pietros, der ihr mit gesenktem Kopfe zuhörte, setzte Paska inzwischen ihre Klagen fort. Der arme Alte fühlte es, wie die Blicke der Herrschaft an ihm haften und konnte nichts dagegen tun, nicht einmal sprechen; der von Paska wirkungsvoll erzählte Vorfall brachte ihm die Angst in Erinnerung, die er nachts, während Melchior's Abwesenheit, ausgestanden hatte. Seine unheilvolle Ahnung hatte ihn also nicht getäuscht; und vielleicht täuschte er sich auch jetzt nicht, wenn er erbebte bei den Drohungen Paskas, die durch eingeworfene, spöttische Bemerkungen des Hausherrn noch mehr zur Rache aufgereizt wurde. Was hätte er auch

sagen können? Alles, was er sich ihr zu sagen vorgenommen hatte, schwand dahin vor dieser neuen Erbitterung; doch auch ohne dies hätte er vor diesem rauhen und spöttischen Herrn, der Paska verteidigte, nicht zu sprechen vermocht.

„Du hast recht,“ hub er endlich an, „aber du kennst ihn ja. Der Schmerz erbittert, und du solltest ihn bemitleiden, schonen, ihm verzeihen. Er hat es nur aus zu großer Liebe getan, denn er liebt dich noch.“

„Eine schöne Liebe, mein Onkel! Die Liebe eines wilden Tieres. Ich will weder seine Liebe noch seinen Haß; ich weiß weder, was ich mit der einen, noch mit dem andern machen soll. Will er mich vielleicht totschlagen, um mich nachher beweinen zu können?“

„Paska, tu es mir zulieb, schonen mich armen Alten, der das Licht seiner Augen verloren hat. Wir alle sind geboren, um zu sterben, und im andern Leben zählen nur unsere guten Werke, verzeihene Kränkungen, Mitleid, Nächstenliebe . . .“

„Aber, guter Alter, warum sagt Ihr das nicht lieber Eurem Sohn?“ fragte die spöttische Stimme des Hausherrn.

„Ja, warum sagt Ihr das nicht Eurem Sohn, mein Onkel?“

Die Hausfrau sah, wie der Alte errötete; sie hatte Mitleid mit ihm und sagte, zu ihrem Mann und Paska gewandt:

„Jetzt laßt es gut sein. Bringe du deinem Onkel etwas zu trinken. Lebt Ihr immer da oben bei der Herde, lieber Mann?“

„Immer.“

„Auch im Winter?“

„Auch im Winter.“

„Aber im Winter muß es sehr kalt sein auf dem Berge und viel Nebel geben.“

„Das macht nichts.“



„Was für ein Leben!“ sagte sie mitleidig. Ihr Mann, der Richter war, heftete seine scharfen schwarzen Augen auf Zio Pietros Gesicht und entdeckte in demselben die Kennzeichen des Verbrechers — obschon der Alte stets ein rechtschaffener Mann gewesen war.

Was mag er in seinem langen Leben wohl alles auf sich geladen haben! Aber wenn er auch der menschlichen Gerechtigkeit entgangen ist, der göttlichen wird er nicht entgehen. Der Schädel eines Dolichocephalen, Prognathismus, sehr unvollkommener Gesichtswinkel. Und das Fuchsgesicht daneben? Der angehende Verbrecher, die allergefährlichste Art: Mikrocephale mit niedriger Stirn. Der Anfang und das Ende des Verbrechertums. Vermaledeite Rasse!

„Woher bist du?“ fragte er Basilio.

„Von ...“ antwortete dieser lächelnd und blickte den Herrn mit seinen großen klaren Augen an.

„Wie alt bist du?“

„Ich weiß nicht. Achtzehn, glaube ich.“

„Das sollte man nicht sagen. Trinkst du gern Wein?“

„Um ... ich sehe nie welchen.“

„Aber wenn du welchen sähest, würdest du ihn gerne trinken?“

„Sicher! Wer sollte nicht gern Wein trinken?“

Der ist ja auf gutem Wege, dachte der Herr. Lasterhaft und schamlos obendrein ... „Bringe Wein, Paska!“

Basilio bereute schon seine Antwort.

„Nein, nein,“ sagte indes die Dame, „es ist noch zu früh für Wein. Was wollt Ihr nehmen, lieber Alter, eine Tasse Kaffee oder Rosolio?“

„Rosolio,“ antwortete Basilio statt seiner.

Und Paska brachte die gläserne Flasche und goß das grüne Getränk langsam in die goldgeblühten Kelchgläser. Während Zio Pietro vorsichtig trank, schlürfte Basilio seinen Kelch in einem Zuge aus, legte den

Kopf hintenüber und schloß die Augen vor Vergnügen über den scharfen und doch frischen Geschmack, den er verspürte. Was für eine gute Sache, Dio mio! Das war wie ein Windhauch auf dem Bergestamm! Doch kaum hatte er das Glas wieder auf das Tseebrett gestellt, als ihm der Mund brannte wie einmal, als er Pfefferminze gegessen hatte; er wurde ganz rot und verzog das Gesicht.

An der Tür zeigte sich die schwächliche Gestalt des kleinen Effio und die Schnauze des Hündchens. Als er Basilio sah, bellte er und wollte nicht hinein; der Knabe riß die Augen auf und stellte sich schweigend neben seinen Vater. Befürchtend, daß der Vater von ihrem Streit erfahren und ihn fortjagen möchte, schwand Baslios Freude gänzlich; die Ohren brannten ihm, und er sah nichts mehr im Zimmer als ein kleines, gelbes Gesicht und zwei blaue Augen, feindselig auf ihn gerichtet.

Draußen bellte der Hund.

„Laßt uns gehen, Zio Pietro,“ sagte er und stieß den Alten an.

„Ja, gehen wir,“ sagte dieser und suchte sich aus seiner Verlegenheit aufzurütteln.

Und traurig, demütig ging er fort, ohne daß Paska ihm ein gutes Wort gegönnt hätte. Er dachte: Was wird erst Melchior sagen, wenn er hört, daß ich mich so weit herabgewürdigt habe, sie aufzusuchen, bei ihrer Herrschaft einzutreten, mit ihnen zu trinken und zu sprechen? Alles ist verloren, und wenn er nicht acht gibt, so ist auch er verloren ... und was wird dann aus uns?

Und während er das Lachen und Rufen der spielenden Kinder und den sehnsüchtigen Klang der Flöte hörte, im Geiste die vom herrlichsten Morgenglanz überflutete Landschaft schaute, während er den warmen Sonnenschein und die Hand Baslios in der seinen fühlte, empfand er noch die Schrecken der vergangenen Nacht.



## V.

Das Aufmerken auf den Weg zerstreute die schmerzlichen Empfindungen, und Zio Pietro beeilte sich, nach Hause zu kommen, bevor Melchior zurückkehrte. Doch nur der Hund bewachte die Ziegen.

Basilio überzeugte sich sogleich, daß während ihrer Abwesenheit niemand dagewesen sei, daß die Ziegen alle friedlich auf den Abhängen grasen und er ging dann, um seinen Hasen zu befreien. Er dachte immerfort an Paska, den Knaben, den Hund mit dem goldenen Halsband, an die erstere voll Bewunderung, an den zweiten mit Haß und mit Begierde an den letzteren: wenn er wenigstens das Halsband hätte! Dazu kam noch der frische Geschmack der Pfefferminze, den er in dem starken Geruch der taufrischen Kräuter wiederfand. Ungekannte Regungen flammten in seinen Augen auf — doch mit einem Schlage kehrte er zur gewohnten Wirklichkeit zurück und vergaß alles andere, als er in dem Baumstamm, aus dem große schwarze Ameisen hervorkrochen, den Hasen nicht vorfand. Verwundert und betrübt blickte er umher, steckte den Arm in den hohlen Stamm, zog aber nur ein Stück zernagter Schnur heraus. Da fing er an, laut zu fluchen, kroch unter die Sträucher, rollte die Steine beiseite, suchte überall, fand aber nichts.

„Und er schien ganz zahm zu sein und sich gewöhnt zu haben! Der Teufel soll dich zähmen, du falsches Tier! Oder ob sie ihn gestohlen haben? Wer hat ihn gestohlen? Dieb, wo bist du? Komm nur zum Vorschein, und ich werde dich lehren, anderer Leute Eigentum anzurühren!“

Dieser Ausruf machte ihn selbst betroffen: also wenn er den Hund gestohlen hätte oder auch nur das Halsband, so hätte der Knabe mit dem gelben Gesicht dadurch ebensoviel Ärger gehabt, wie er jetzt? Und

das, was er noch in der Tasche hatte? Er zog es hervor: es war eine ganz unmöglich große rote Rose aus Papier; er bog die zerdrückten Blätter ein wenig zurecht, steckte sie auf einen Strauch und trat zurück, um den Effekt zu sehen. Auf den graugrünen, sammetartigen Blättern der Königskerze leuchtete die Rose für Basilio's Augen in wunderbarer Pracht; doch in seinem Kummer um den verschwundenen Hasen vermochte er sich nicht lange an der seltsamen Blüte zu erfreuen, ließ die Rose im Stich und machte sich wieder auf die Suche, sich allmählich von dem hohlen Baume entfernend.

Nichts, gar nichts, nirgends. Der Hase mußte wirklich gestohlen sein. Vielleicht, weil auch er heute morgen an einen Diebstahl gedacht und sogar einen begangen hatte? Ach was! Eine Papierblume nehmen war doch etwas anderes, als einen Hasen stehlen!

„Niederträchtiger, der du an mein Eigentum gerührt hast!“ sagte er und ballte die Fäuste. „Heraus mit dir, wenn du ein Herz hast, heraus!“

„Aus, aus, aus“ — wiederholte das Echo.

Bald darauf vernahm er Melchior's Pfiff, der ihn zum Frühstück rief; langsam und still schlich er hinauf, die Augen auf den Boden geheftet. Die Rose vergaß er.

„Was hast du denn?“ fragte sein Herr.

„Sie haben mir den Hasen gestohlen.“

„Den Hasen haben sie dir gestohlen? Dann werden sie wohl auch noch anderes gestohlen haben. Das heißt also, daß du fort gewesen bist?“

„Der Hase wird sich davongemacht haben,“ sagte Zio Pietro zitternd und kehrte sein Gesicht gegen Basilio, wie um ihm Stillschweigen aufzuerlegen.

„Ja, er wird sich davongemacht haben,“ sagte Basilio schnell.

Doch Melchior merkte, daß da etwas vorgefallen war; er betrachtete den Vater, dann Basilio, schwieg jedoch und sein düsterer Blick ging in die Ferne.



Später, nachdem die Ziegen getränkt waren, fand er auf der hellen, sonnenbeschiedenen Königskerze die große, brennendrote Rose; ein Blutsfleck hätte ihm nicht größeres Staunen erregt. Er nahm die Rose, betrachtete sie und pfiff Basilio, der noch immer nach seinem Hasen suchte. Als er ihn kommen sah, legte er die Hände auf den Rücken, um die Rose zu verbergen; wie er da stand im Sonnenschein, glänzten seine Augen gelblich.

„Hast du den Hasen wieder gefunden?“ rief er Basilio entgegen.

„Nein!“

„Das heißt also, daß er gestohlen worden ist?“

„Ich weiß nicht.“

„So, du weißt nicht? Aber ich weiß es, du junger Fuchs, ich weiß, daß du heute morgen die Ziegen allein gelassen hast. Wo bist du gewesen? Sprich und sage die Wahrheit, sonst werde ich sie dir mit der Seele zusammen herausholen!“

„Aber, Zio Melchior, ich bin nirgends hingegangen, was seht Ihr mich mit solchen Augen an . . .“

„Wer ist denn hier gewesen? Ich will es wissen! Sofort! Die Herrschaften vom Berge vielleicht?“

„Niemand, Zio Melchior, niemand, bei meiner Seele, oder Ihr sollt mich nie wiedersehen!“

„Verfluchter Bengel!“ schrie Melchior, außer sich, „ich werde dir deine Lügen austreiben! Und wer anders als du hat diese Rose hier aufgesteckt, wer? Siehst du sie, oder siehst du sie nicht?“

Er warf ihm die Rose ins Gesicht und schüttelte ihn bei den Ohren.

Da er Melchior noch nie so erzürnt gesehen, fürchtete Basilio sich, und wohl wissend, daß er von Zio Pietro nichts zu befürchten hatte, sagte er alles; die Rose aber hatte er in der Kirche „gefunden“.

Melchior hörte ihm begierig zu; es war ihm, als



ob er noch von den bösen Träumen der letzten Nacht gequält werde, und während Basilios Ohren von seinem festen Griffe brannten, röteten sich die seinen vor Zorn und Scham.

„Und das hat mein Vater getan!“ schrie er auf, und schlug sich auf die Hüften. „Gott, o Gott! ist der Alte denn verrückt? Es ist ja nicht möglich, und dieser Bengel lügt. Er sich so zu erniedrigen, mit der da sprechen . . . und im Hause jener Leute sitzen und trinken. Oh Dio, Dio mio! was widerfährt mir, in welche Grube bin ich gefallen? Sie wollen mich verderben, sie wollen mich morden. Warte nur, warte!“

Er eilte fort und Basilio hinter ihm her, furchtsam und schweratmend.

„Das habe ich angerichtet,“ sagte er sich. „Jetzt wird er seinen Vater totschlagen, dann wird er mich totschlagen und uns in eine Kluff werfen, wo uns niemand mehr sieht. Soll ich nicht lieber fortlaufen?“

Doch größer noch als seine Furcht war seine Neugier, und er lief hinter seinem Herrn her, nicht etwa, um dem Alten zu Hilfe zu kommen, sondern um zu sehen und zu hören, denn er begriff noch nicht recht, was das für eine Geschichte zwischen seinem Herrn und Paska war. Ihre Gespräche über das Mädchen hatte er immer nur teilweise gehört; jetzt wollte er aber einmal alles wissen. Doch in seinem Laufe schien Melchior sich zu beruhigen; an der Gartenhecke blieb er stehen, kehrte sich um, ließ Basilio herankommen und sagte ihm:

„Du kennst jetzt jenes leichtsinnige Ding; wenn dir dein Leben lieb ist, geh zu ihr und suche sie unter vier Augen zu sprechen; sage ihr, und ändere auch nicht ein Wort, sonst werde ich dir deine Augen ändern! Sag' ihr so:

„Mich schickt Melchior Carta, dein Vetter, und er läßt dir sagen, daß du fortgehen sollst, verstehst du,



noch heute fortgehen und nach Nuoro zurückkehren; du sollst ihn nicht ins Verderben bringen, sonst wird es mit deinem Spas vorbei sein. Weiter nichts, aber das sage ihr. Also, wie wirst du sagen?"

"Ich werde sagen: Mich schickt Melchior Carta, dein Vetter, und er läßt dir sagen, daß du fortgehen sollst, noch heute fortgehen und nach Nuoro zurückkehren. Du sollst ihn nicht ins Verderben bringen, sonst wird es mit deinem Spas vorbei sein."

"Gut so! und sage ihr auch noch, sie solle nur nicht glauben, daß ich den Alten zu ihr geschickt habe oder zu ihrer Herrschaft, der Teufel soll sie holen. Sag' ihr, daß ich mich vor keinem fürchte, daß ich auf ihre Herrschaft pfeife und daß ich mit ihr noch nicht abgerechnet hätte. So, jetzt geh, laufel!"

Vasilio machte sich widerwillig auf den Weg, verspürte aber doch ein heimliches Vergnügen bei dem Gedanken, Paska wiederzusehen und vielleicht das Hündchen zu erwischen; er hatte indes noch keine hundert Schritte gemacht, als sein Herr ihn zurückrief.

"Was wollt Ihr denn noch?" schrie er ärgerlich.

"O, schreie nur nicht, sondern denke daran, daß ich auch mit dir noch nicht fertig bin. Nimm dies, und trage es dahin zurück, wo du es „gefunden“ hast."

Er warf ihm die Rose zu, weil er dachte, daß dies ein passender Vorwand dafür sei, daß Vasilio nochmals zu dem Kirchlein hinauffstieg.

"Sucht mir doch den Hasen wieder," bat Vasilio. "Sprecht ein Credo zum heiligen Antonius, daß Ihr ihn wieder findet."

Melchior ging zur Hütte, einigermaßen beruhigt und entschlossen, sich freundlich mit seinem Vater zu verständigen und ihn zu bitten, solche Schritte nicht wieder zu tun.

Zio Pietro saß vor der Hütte, ein blaues Taschentuch um die Schultern geschlagen, und kämmte sich mit

einem alten hölzernen Kamm; die silberweißen Haare glänzten in der Sonne.

Melchior blieb stehen, sah ihm zu und wußte nicht recht, wie er die unangenehme Sache anfangen sollte. Was sollte er sagen? Daß Vasilio alles verraten hatte? Das mußte schmerzlich sein für den Alten, der so manche Stunde mit dem Hirten allein blieb und großes Vertrauen zu ihm hatte. Sollte er sagen, er habe es von Leuten gehört, die auf dem Berge zur Messe waren? Wenn aber Vasilio, nachdem er ihm alles gesagt, nun ebenso dem Alten gegenüber tat? Dann hätte dieser, dem die Lüge vor allem zuwider war, gegen alle beide Mißtrauen hegen müssen. Während er noch darüber nachsann, hörte Zio Pietro mit Rämmen auf, nahm das Tuch von der Schulter und schüttelte es aus; dann sagte er: "Melchior, sieh einmal das Tuch nach, ob etwas darauf ist ..."

Melchior nahm das Tuch, betrachtete es aufmerksam, untersuchte auch Hals und Schultern Zio Pietros, fand aber zum Glück nichts.

"Ihr seid so rein wie Gold," sagte er und dachte dabei: "Was soll ich ihm sagen? Warum soll ich dem Ärmsten überhaupt etwas davon sagen? Er ist alt und schwach — wenn er heute morgen den Weg gemacht hat, so hat er es sicher in guter Absicht getan, und er ist gewiß bestraft genug durch die Demütigung, die er erfahren hat."

Er schwieg und kehrte zu den Ziegen zurück; seine Gedanken wandten sich Vasilio zu, dem er im Geiste mit ängstlicher Besorgnis folgte.

Mit seinen flinken Beinen mußte der Hirt jetzt beim Kirchlein angelangt sein; vielleicht hatte er auch Paska schon am Brunnen getroffen und ihr die schlimme Botschaft ausgerichtet. Vielleicht lachte sie ihn aus — wenn sie freilich nach der Lektion der vorigen Nacht noch zum Lachen aufgelegt war. Wenn er daran dachte, war



Melchior selbst ganz betroffen über seine Kühnheit, über die Art, wie er sich davon gemacht, wie darüber, daß sie die Schläge und Beschimpfungen hingenommen hatte, ohne sie zu erwidern; er hörte es noch, wie dann die Schläge dumpf auf seine Lederjacke fielen, aber er fühlte auch noch Paschas weiche, warme Wange an seiner Hand. Er lachte, schrie und fluchte in sich hinein und ohne sich dessen gerade bewußt zu sein, suchte er dabei nach dem Hasen, schüttelte und durchsuchte das Gesträuch und murmelte:

„Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen...“

Die erste Frage Basilios, als er mittags zurückkehrte, galt dem Hasen, der aber hatte sich nicht gefunden.

„Ich habe wohl fünfzig Credos gesprochen,“ sagte Melchior, „und den ganzen Morgen verloren; ein Wirbelwind soll dich fortjagen, dich und deinen Hasen. Du wirst mir nicht mehr aus den Augen gehen, sonst hat der Spaß wahrhaftig ein Ende.“

„Wie für sie?“ fragte Basilio und grinste.

Sein Herr warf ihm einen zornigen Blick zu und bedeutete ihm zu schweigen, weil Bio Pietro zugegen war; Basilio machte ihm Zeichen mit Händen und Lippen und kniff ein Auge zu, um ihm zu verstehen zu geben, daß seine Sendung gut abgelaufen sei.

Nach dem Essen, als der Alte unter dem Baume seine gewohnte Siesta hielt, wollte Melchior genau wissen, was Basilio getan, gesagt und gehört hatte.

„Als ich hinkam,“ sagte Basilio, „hörte ich, wie sie unter den Bäumen lachten und spielten, und habe mich berangemacht; sie war aber nicht dabei, weil ihre Herrschaft ihr wohl nicht erlaubt, sich schon am Morgen zu amüsieren. Da waren Herren und Damen, die Karten spielten; andere lagen auf bunten Lappen und Rissen und sagten allerlei Dummheiten. Einer schaukelte sich in einem Netz, das an zwei Bäume gebunden war.“

„Weiter! Was liegt mir daran?“

„Nein, hört doch noch etwas Merkwürdiges. Der, der in dem Netz lag, nahm ein Hölzchen und warf es einer der Karten spielenden Damen an den Hals; diese glaubte, daß ein anderer sie geworfen hätte, nahm einen Stein und warf damit einen der auf dem Boden Liegenden; so fing ein heimlicher Krieg mit Hölzchen und Steinen an.“

„Ja,“ sagte Melchior mit bitterer Verachtung, „die haben gute Zeit! Das ist dieselbe Geschichte wie gestern abend mit dem Taschentuch. Aber,“ schrie er dann, „was liegt mir denn an dem allem?“

„Nein, hört doch, hört, was für Narren! Nach den Steinen und Hölzchen haben sie sich mit den Karten geworfen, mit den Hüten, Händen voll Gras und Blätter und dann mit den Rissen und den bunten Zeuglappen. Und sie haben gelacht, gelacht, einige warfen sich auf die Erde, um nicht zu plazen; voll Staub und trockener Blätter wälzten sie sich am Boden, und die Weiber liefen schreiend fort. Da sah ich auf einmal den Jungen, mit dem ich mich gezankt hatte, wie ich Euch sagte; ich war bange, er könnte mich sehen, und ging deshalb auf die andere Seite der Kirche. Und was sehe ich da? Pascha im bloßen Kopf, mit aufgeschlagenen Armeln, die auf einem kleinen Ofen neben der Hütte Hühner briet.“

„Und was sagte sie, als sie dich sah?“

„Sie sah mich nicht gleich, weil sie mit einem Manne schwatzte und lachte, der rauchend dabei stand und ihr allerlei lustige Dinge sagte.“

„Was sagte er? Wie sah er aus?“

„Klein und dürr mit einem fuchsröten Bart.“

„Und großen Ohren?“

„Die Ohren ... ich weiß nicht, darauf habe ich nicht acht gegeben.“

„Das ist er, der Flötenspieler,“ dachte Melchior.

„Das muß wohl ihr Liebling sein, der rothaarige Tölpel.“



Und um den hat sie mir den Laufpaß gegeben! . . . Und was sagte er ihr?"

"Ich weiß nicht, aber es mußte wohl etwas Lustiges sein, denn sie war ganz vergnügt und lachte. Der hämische Mensch sah mich sogleich und zwinkerte mit den Augen, um ihr zu bedeuten, nicht so laut zu sprechen. Da drehte sie sich um und sah mich."

"Seid Ihr noch hier?" rief sie mir zu.

"Nein, sagte ich; ich bin wiedergekommen, weil ich diese Blume gefunden habe, die aus der Kirche sein muß. Ich will sie wieder hintragen, kommt doch und helfst mir."

Vielleicht verstand sie, daß ich ihr etwas zu sagen hatte; sie steckte den Kopf in die Thür der Hütte, sprach zu ihrer Herrin und sagte zu ihrem Liebhaber: "Ich komme gleich wieder." Sie folgte mir, und als wir in der Kirche waren, sagte ich ihr gleich:

"Die Blume war ein Vorwand. Ich bin gekommen, weil Melchior Carta, dein Vetter, mich schickt und dir sagen läßt, noch heute von hier fortzugehen und nach Nuoro zurückzukehren, ihn nicht ins Verderben zu bringen, weil es sonst mit deiner Freude ein Ende hätte."

"Und sie? Und sie?"

"Sie? Rein tot! Ihr Gesicht ist weiß geworden wie ein leinener Lappen, und sie wagte nicht, ein Wort dagegen zu sagen."

"Und du?"

"Ich fuhr fort: Du sollst nicht glauben, daß er den armen Alten hierhergeschickt hat, um sich vor dir zu demütigen; daß er weder dich noch deine Herrschaft fürchtet, daß er auf deine Herrschaft pfeift und daß er mit dir noch nicht abgerechnet hat."

"Gut! Ganz recht so! Und dann? . . ."

"Mäuschenstill! Da ließ ich ihr die Blume und machte mich fort; von weitem aber gab ich auf sie acht und sah, wie sie aus der Kirche kam, zu dem jungen

Menschen zurückkehrte und anfang zu gestikulieren und das Kreuz zu schlagen. Sie mochte es ihm wohl erzählen."

"Mag sie es erzählen, meinertwegen! Ich versichere dich, daß sie nicht alles erzählen wird. Jetzt werden wir sehen, was sie tut."

"Ich sage, sie wird Euch nicht gehorchen."

"Mir nicht gehorchen? Das sagst du, Maulaffe! Wer sollte sie verteidigen? Vielleicht der Einfaltspinsel, der bei ihr war?"

"Der?" sagte Basilio verächtlich und spuckte aus. "Der rührt keinen Finger." Und für sich bemerkte er: "Er ist so häßlich wie ein Hund. Und sie ist schön wie eine Rose. Wie kann sie nur solche Mannsbilder ansehen?"

"Siehst du wohl?" fuhr Melchior auf. "Hunderttaufend Teufel, wenn sie noch einen schönen Mann angesehen hätte! Aber den Tölpel! Warum trägt der wohl Beinkleider und einen Halsstragen? Ich mit meinem Hirtenkleid möchte noch nicht mit ihm tauschen. Und ihr Herr? Hast du ihren Herrn gesehen?"

"Ein Trunkenbold!" sagte Basilio lachend, doch nicht mehr mit seinem frischen Kinderlachen.

Ein Schatten lag über seinen schönen Augen. Vor Anruhe über das, was seine gefährliche Botschaft ihm eintragen konnte, wie vor Ekel über die offenkundige Liebelei Paskas mit dem häßlichen jungen Menschen fühlte er eine ungewohnte Beklemmung, einen geheimen Zorn gegen seinen Herrn, gegen die Leute auf dem Berge, gegen sich selbst. Er fing mit den Ziegen Streit an, reizte sie, schimpfte sie und hezte sie gegeneinander, daß sie sich mit den Hörnern stießen. Dann machte er sich wieder auf die Suche nach dem Hasen, lief in der heißen Nachmittagssonne überall herum, fand aber nichts. Nichts! Melchior grub im Garten und begoß die kleinen Furchen. Und vor der Thür ihrer Hütte sah



Zio Pietro und zerschnitt mit seinem scharfen Messer Birkenzweige, um einen Schemel daraus zu machen. Er hielt den Kopf gesenkt, als ob seine Augen auf das Werk seiner Hände achteten, und es schien, als ob hinter seiner klaren Stirn nur friedliche Gedanken webten.

Die Sonne senkte sich dem Walde zu. Außer dem Klang des Spatens, Basilios Rufen, dem Locken der Elstern und dem Gezitter der Ziegenglöckchen war kein Laut vernehmbar, nicht einmal das gewohnte Waldesrauschen; die Luft war so still, daß auch die äußersten Blätter des jungen Gezweigs sich nicht regten. Der mächtige Berg schlummerte in friedlichem Traum, und auch die drei armen, in jener tiefen Einsamkeit verlorenen Wesen schienen von der traumhaften Stille überwältigt — und doch tobte in ihren Herzen die Leidenschaft.

Der Abend verlief ruhig, und es fiel nichts weiter vor. Nur gegen Sonnenuntergang, als Basilio das Feuer anzachte, sah er auf einmal ein kleines Tier mit langem Schwanz an der Hütte vorüberspringen.

„Oh, der Hase! Der Hase!“ schrie er und lief hinaus.

„Es wird die Raze sein,“ sagte Melchior.

„Nein, es ist der Hase! Er hat ja noch die Schnur. Er ist jetzt hervorgekommen, weil er Hunger hat.“

Sie machten sich auf die Suche, und da die Ziegen in der Hürde ungewöhnlich unruhig waren, sprang Basilio hinein, und Melchior setzte einen Zweig in Brand und leuchtete. Bei dem ungewissen gelben Schein drückten die Ziegen sich aneinander, daß ihre Hörner einen dichten schwarzen Zaun bildeten, und in einem Winkel fand Basilio den Hasen zusammengekauert, mit hängenden Ohren und weitgeöffneten Augen; sein kleines Herz schlug heftig vor Angst und Hunger. Trotz allen vorherigen Drohungen fiel es ihnen nicht ein, ihn zu bestrafen; seine Rückkehr zerstreute vielmehr die melancholische Schweigsamkeit, die seit einigen Stunden auf den Hirten lastete.

Beim ersten Morgengrauen melkten Herr und Knecht die Ziegen, die anfangen, trüchtig zu werden und wenig Milch zu geben. Melchior ergriff eine nach der andern, zwängte sie zwischen seine Knie und melkte sie, während Basilio, auf den Hacken sitzend, einen kupfernen Eimer unterhielt, der im fahlen Morgenlicht glänzte. Die Milch tropfte dick und dampfend, und das Gemecker der Ziegen klang durch die Stille wie das Weinen im Walde verlassener Kinder.

Vom Meere stieg in orangefarbenen Kreisen die Morgendämmerung herauf; der Schrei der Elster klang durch die stille Luft.

Dann bestieg Melchior sein Pferd und ritt auf den taufeuchten Pfaden abwärts. In Nuoro stieg er in der Nähe von Sant' Uffula (Sankt Ursula) ab, vor einem Hause von weniger kläglichem Aussehen als die andern. Dort wohnte eine wohlhabende, sehr geizige Frau, die Melchiors Milch verkaufte, ihm das Brot bereitete, seine Sachen wusch und ausbesserte und für sehr mäßigen Lohn ihm manchen andern Dienst leistete. Die Gasse war einsam; nur einige gelbe und schwarze Hühner liefen herum und fingen ein paar unglückliche Fliegen. An der steinernen Vorderseite des Häuschens befanden sich zwei Fenster aus rohem Holz mit einer kleinen Glascheibe in der Mitte; der Eingang war an der Seite, von einem offenen Hofe aus, der fast ganz vom babizone eingenommen wurde, einem seltsamen Aufbau aus vier im Viereck stehenden starken Stämmen, die sieben oder acht andere trugen, auf welchen ein mäßiger Vorrat von Brennholz lag. Dieses wohlfeile und starke Schuttdach diente gleichzeitig dazu, die Zugtiere unterzubringen, wenn man sie über Nacht in der Stadt einstellen mußte.

Melchior band sein Pferd an einen der Stämme, und nachdem er sein Milchgefäß aus dem Quersack hervorgeholt, trat er wie gewohnt in die weite Küche, deren



erdfarbenen Wänden der Rauch einen glänzenden schwarzen Überzug verliehen hatte.

Zia<sup>1)</sup> Caterina oder Zia Bisaccia<sup>2)</sup>, wie sie allgemein genannt wurde, vielleicht weil sie ihre Sache sehr wohl zusammenzuhalten verstand, leerte die Milch in einen Hasen aus rotem Ton und deckte eine Platte darüber, auf der kleine Meßgefäße standen; dann goß sie ein wenig Wasser in das Gefäß, und während sie es gut ausschwenkte, fragte sie:

„Also, wie ist es mit der Geschichte?“

„Welcher Geschichte?“

„Daß du deine Nase totschlagen wolltest, vorgestern Abend auf dem Berge.“

„Ach, macht mir den Kopf nicht warm!“ schrie Melchior und kehrte sich auf den Absätzen um.

Zia Bisaccia trat hinaus und goß das weißliche Wasser fort; dann kam sie mit der tropfenden Kanne und starrte Melchior an, ohne ein Wort zu sagen. Auch er blickte sie an. Sie war eine Frau von mittlerer Größe, kräftig, aber schlank und beweglich wie eine Kasse; auch ihre hellgrauen Augen unter den kurzen, geröteten Lidern waren die einer Kasse. Ihr schlaffes, runzeliges Gesicht sah aus wie das eines hartlosen Alten und war völlig ausdruckslos; aber die hellen, stechenden Augen und ein paar riesige, knotige Hände, die in steter Bewegung waren, machten aus Zia Bisaccia eine Frau, die nicht zu unterschätzen, manchmal aber zu fürchten war. Das wußten sowohl ihre Gläubiger, wie ihre Knechte, vor allem aber ihre Söhne, von denen drei wegen Diebstahls im Gefängnis saßen, und ebenso ihr Mann, der Schafhirte war und aus Ungast vor ihr nur alle drei Monate zur Stadt herabkam.

Einer der wenigen, denen sie nicht imponierte, war

<sup>1)</sup> Zia = Tante, in Sardinien Anrede für ältere Frauen aus dem Volke. <sup>2)</sup> Bisaccia = Doppelsack, Sack mit doppeltem Boden.

Melchior. Im Gegenteile hatte er mit seiner phlegmatischen Ruhe manchmal einigen Einfluß auf sie. Auch heute morgen ließ er sie jene Geschichte ausführlich berichten und fragte sie dann: „Aber was geht Euch das an? Erstens ist es nicht wahr, daß ich, wie Ihr behauptet, sie totschlagen wollte; auch habe ich weder das Messer gezogen, noch ein Gewehr ergriffen. Ich wollte ihr nur eine kleine Lehre erteilen. Aber wißt Ihr etwas von gestern auf heute? Ist sie noch da oben oder ist sie nach Nuoro heruntergekommen?“

„Was weiß ich davon?“ schrie sie und fuchtelte mit den Fingern. „Ich weiß nur, daß du sie suchst, Melchior Carta! Deine Angelegenheiten kümmern mich gar nicht, und wenn du in Angelegenheiten kommen solltest, so will ich nichts damit zu tun haben. Ich verkaufe dir deine Milch, wasche und flicke für dich, du bezahlst mich dafür, und damit ist es abgetan. Ich brauche deinen armseligen Kram nicht; du weißt ganz gut, daß ich in meinem Hause gut daran bin; daß mein Haus voll ist wie ein Ei; daß in meinem Hause Brot ist — sie zählte es an den Fingern her — in meinem Hause Wein, in meinem Hause Kasse, in meinem Hause Wolle, Öl, Speck . . .“

„Zum Teufel auch!“ rief Melchior, der mit den Augen den Bewegungen jener dicken, bläulichen Finger gefolgt war.

„Nur . . . ich brauche deine Ziegenmilch nicht, das wollte ich nur sagen; ich will Ruhe haben, und wenn du vielleicht zufällig der Gerichtsbarkeit in die Hände fallen solltest, so will ich nicht, daß sie kommen und mich in meinem Hause belästigen.“

„Als ob Ihr die Gerichtsbarkeit nicht kenntet!“ sagte Melchior spöttisch.

„Gerade weil ich sie kenne, gerade weil ich an meinem eigenen Ärger schon genug habe. Übrigens ist es durchaus kein Übelwollen, Melchior, wenn ich dir sage, wie es kommen kann, aber paß auf, paß auf! . . .“



Sie drohte ihm mit dem Finger, und er empfand eine bestimmte Anruhe: Sollte Zia Bisaccia irgend etwas wissen? Sollte Pasta gedroht haben, ihm zu schaden? Unter Beihilfe ihrer Courmacher und ihrer Herrschaft konnte sie ihm wohl Ubles zufügen; daran dachte er jetzt zum erstenmal. Obgleich es schon spät war, blieb er noch, um etwas zu erfahren; aber es kamen Weiber und Kinder, um Milch zu kaufen, und Zia Bisaccia schwahte und schrie ganz verteuelt, während sie behutsam, ja knapp die Milch zumaß. Melchior beobachtete sie, und als sie einen Augenblick allein waren, sagte er:

„Aber Ihr verdient hübsch dabei, Zia Cateri. Man sollte meinen, Ihr mäset Euer eigenes Blut!“

„Einen Pfifferling verdiene ich dabei! Hast du dich heute morgen hier aufgepflanzt, um mir aufzupassen? Geh deiner Wege, ich muß zum Friedensrichter, wo ich fünfzehn Vorladungen abzumachen habe.“

„Warum laßt Ihr nicht Euren Mann gehen? Schämt Ihr Euch nicht, da hinzugehen?“

„Mich schämen? Und wofür?“ schrie sie. „Schämen mag sich, wer als Schuldner hin muß, nicht als Gläubiger, wie ich. Mein Mann!, mein Mann! Wenn er sich auf solche Sachen verstände wie aufs Essen! Die Männer! Ihr seid alle Wolltiere; geh mir doch! Zu nichts seid ihr gut, als hinter den Weibern herzulaufen, sie zu prügeln, zu mißhandeln, totzuschlagen.“

„Aber wer hat Euch diese Dummheit in den Kopf gefest?“ fuhr er auf. „Ich will es wissen. Ihr wißt etwas und sollt es mir sagen, sofort!“

„Ich weiß nur, daß es eine Schande ist, wenn ein Mann, statt auf sich zu halten, so hinter einem Mädchen her ist, — mit einer geringschätzigen Handbewegung —, als ob es im Leben nichts Wichtigeres zu tun gäbe. Und dann mir noch sagen, es wäre eine Schande, vor den Friedensrichter zu gehen, weil man mir meine

Gerste nicht bezahlt und den Weizen, das Öl, die Wolle, die ich verkauft habe.“

„Mit zweihundert Prozent Nutzen!“

„Mit einem Dreck! Mit so viel, wie es mir gefällt! Im Winter gebe ich ihnen Kredit, und im Sommer leugnen sie, die Kanaille, das Bettelpack!“

„Alle werden sie wohl nicht bezahlen,“ sagte Melchior, um sie wieder zu besänftigen und zu erfahren, was er zu wissen beehrte.

Sie lachte vor sich hin, ohne daß sich ein Muskel ihres Gesichtes verzog, spöttisch und ihrer Sache sicher.

„O, ich habe gute Pfänder! Wenn sie nicht bezahlen — ich habe Pfänder und Wechsel! Warum sollen sie nicht bezahlen? Ist es nicht das meine, was ich verlange? Und haben meine Söhne nicht ein Recht auf Lebensunterhalt?“

„Aber sind nicht drei im Dienste des Königs? Die unterhält der doch!“ sagte Melchior lachend.

„Ich bin bange, daß du auch in diesen Dienst treten wirst und das binnen kurzem!“ weisagte das Weib und nahm von einem Nagel einen grauwollenen Rock mit rotem Saum.

„Meine Zunge soll verdorren,“ fügte sie hinzu, während sie den Rock überwarf und das Nieder zuckte; „aber du sollst sehen, Melchior Carta, wenn du so fortfährst, so wirst auch du dahin kommen, in den Dienste des Königs!“

Sie ging und schloß die Tür, die zur Treppe führte, schloß auch das Fensterchen und deckte das Feuer mit Asche.

Ernst und beunruhigt ging Melchior ihr nach, und während sie an dem Feuer hantierte, sagte er bittend:

„Ihr wißt etwas! Sagt es mir, Zia Catarina sagt es mir! Ihr müßt es mir sagen! Wer ist gekommen, wer hat mit Euch gesprochen? Sagt doch!“



„Ich weiß nichts, nichts! Gott behüte und bewahre uns, ich habe nichts damit zu tun. Geh jetzt, es wird spät.“

Sie richtete sich auf und schritt hinaus. Melchior nahm seine Milchkanne und ging wieder hinter ihr her, sie bittend und mit Fragen bedrängend; aber er erlangte nichts weiter als ausweichende Reden. Und während er die Milchkanne wieder in den Quersack steckte, drehte die Frau den Schlüssel in der Thür zweimal um und ging stramm und eilig fort.

Er bestieg sein Pferd, kaufte in einer nahen Schenke Wein und schlug den Weg nach Hause ein.

Eine düstere Traurigkeit, eine geheime Unruhe erfaßte ihn. Er war nie ein Kaufbold gewesen, nicht gewalttätig, noch ein Dieb; deshalb hatte ihn nie jemand belästigt. Sollte er jetzt den Ruf eines anständigen Menschen einbüßen, seinen Frieden und seine kleine Habe, um einer törichten, hinter Haß sich verborgenden Liebe willen?

Daß er Paska geschlagen und ihr hatte drohen lassen, war ihm ganz natürlich erschienen: jetzt erst kam es ihm zum Bewußtsein, was er getan, und er hatte — Angst? „Nein, Angst nicht,“ sagte er bei sich, ballte die Faust und blickte zu den höchsten Felszacken des Orthobene auf. Angst vor wem? Vor Paskas Herrschaft und den jungen Stuzern? Sie alle miteinander mochten ihm wohl einmal die Sacke vollprügeln und ihn einen Feigling schimpfen; aber was konnten sie ihm sonst tun? Anzeigen konnten sie ihn nicht, denn er hatte nie gestohlen, getötet oder falsches Zeugnis abgelegt. Was hatte er also zu befürchten? Nichts! Und doch hatte er Angst; er fühlte sein Unvermögen einer verborgenen Macht gegenüber und fürchtete geheime Nachstellungen, irgend einen Hinterhalt in dieser unbegrenzten Bergesfreiheit, die ihm durch die Anwesenheit von Paskas Bewunderern entwehrt schien.

Ein unheimliches Gefühl, ähnlich dem, welches Zio Pietro in den Stunden der Einsamkeit verspürte, überkam ihn; seine Falkenaugen unterschieden jedes einzelne Blatt der Steineichen und des Buschwerks, jeden schwarzen Tupfen auf dem Granit der Felsen; aber dahinter? Dort, wohin das Auge nicht reichte? Was war hinter den Blättern, dem Gebüsch, in den Felspalten? Mochten die Feinde hervorkommen, sich im hellen Tageslichte zeigen — er würde sie nicht fürchten; mochten sie ihm das Gewehr auf die Brust setzen, er würde nicht erschrecken. Aber Hinterlist, Verrat, das fürchtete er und dachte:

Der Vogel kann sich bis zu den Wolken erheben — aber ein wenig elender Leim genügt, ihn zum Gefangenen zu machen.

Als er seiner Behausung näher kam, suchte er sich aufzuraffen und über seine törichte Besorgnis zu lachen: konnte er sich doch von einer Gefahr keine Vorstellung machen. Aber der Schrei der Elster klang ihm wie das Echo der Stimme Zia Bisaccias.

Der Anblick Zio Pietros, der wie gewohnt vor der Hütte stand und auf den Tritt des Pferdes horchte, verschärfte seine Pein. Wenn man den Sohn traf, so traf man auch den Vater. War eine solche Schlechtigkeit denkbar? Und um wen gar? Und warum? Um ein leichtsinniges und böshaftes Geschöpf!

Sein erbittertes Herz ahnte in diesem Augenblick die ganze häßliche Wahrheit, die ganze Gefahr, die ihm drohte. Paska wollte sich von ihm befreien und mit Hilfe ihrer Beschützer ihn unschädlich machen, entfernen, ins Gefängnis bringen . . .

Welche Anklage zettelte man gegen ihn an? Er wußte es nicht, aber er fühlte es, und Zia Bisaccias Worte schnitten ihm wie Dolche ins Herz.

Der Greis trat auf die Lichtung; Hund und Raze gingen neben ihm.



Melchior zog die gelbe, geschnitzte Kürbisflasche aus dem Rucksack, hob den Pfropfen ab und reichte sie dem Vater.

„Nehmt und trinkt, ich habe Wein mitgebracht.“

Zio Pietro nahm die Flasche mit beiden Händen, führte sie an die Lippen und lehnte langsam den Kopf hintenüber.

„Trinkt nur, trinkt!“ ermunterte Melchior und betrachtete ihn mit Zärtlichkeit, doch auch mit Kummer.

In diesem Augenblick ward er inne, daß, wenn nach Zia Bisaccias dunkeln Reden ihn ein der Furcht verwandtes Gefühl beschlichen hatte, dies um den Alten mit den erloschenen Augen war, der mit den Augen des Sohnes sah, vom Leben, der Freiheit und der Arbeit seines Sohnes lebte.

Ja, wenn er nicht gewesen wäre! schrie der Groll und träufelte ihm sein Gift ins Herz.

Nein, es ist besser, daß er da ist: er bewahrt dich vor den erbärmlichsten Schritten, welche die, für die du sie tun möchtest, nicht einmal verdient, antwortete eine leise Stimme, die in ihrer demütigen Unterwerfung einen geheimen Stolz barg.

Zio Pietro trank in langsamen Zügen; der Wein strömte warme Heiterkeit in die alte Brust und weitete ihm das Herz mit Wohlgefühl. Er nahm die Flasche vom Munde und reichte sie Melchior. Und auch Melchior trank, aber hastig, gierig, um Vergessen aller erlittenen Demütigung zu erzwingen. Er nahm sich nicht vor zu vergessen, und noch weniger zu verzeihen, aber seine Leidenschaft zu besiegen und Vorsicht zu bewahren, um das traurige Alter des Vaters nicht noch bitterer zu machen,

## VI.

Die letzten Tage des August verfloßen ruhig und friedlich.

Gefestigt durch seinen Entschluß, gelangte Melchior zu der resignierten Gemütsstimmung dessen, der alles verloren hat. Er ging seiner gewohnten Beschäftigung nach, ritt in der Morgendämmerung zur Stadt hinunter, um die immer spärlichere und dickere Milch dorthin zu bringen, bestellte den Garten, wo die Pomodoro<sup>1)</sup> sich röteten, und schweifte still im Walde umher, um Laub für die Ziegen zu schneiden. Zio Pietro verfertigte Geräte aus Birkenzweigen, bereitete die Mahlzeiten aus den Gartengewächsen, segte die Hürde oder saß in Gedanken versunken zwischen den stummen Felsen, vor dem herrlichen Rundblick, ohne die langsam aufsteigenden ersten zarten Dunststreifen zu gewahren, die das Schwinden des Sommers ankündeten.

Im wiedergekehrten Frieden der einsamen Behausung bewahrte nur Basilio etwas Anstetes: es lag ihm eine Hitze im Blut, die ihm Unbehagen bereitete und ihn bald zum Laufen, Lachen, Springen und Schreien antrieb, bald in süßschmerzliche Betäubung versenkte. Die Augusthitze war bei gänzlicher Windstille manchmal erschlaffend, überwältigend, drückender noch durch die Ausstrahlung des glühenden Gesteins. Ihn quälte die Hitze, und doch legte er sich in den Stunden, wo er sich ganz matt fühlte, wie eine Raze in die Sonne, auf das versengte Gras und schlummerte wie berauscht.

Der Wald schwieg, die Glöckchen der ruhenden Ziegen schwiegen; fern am Horizont schienen Himmel und Meer in eins zu verschmelzen. Und wenn Basilio sich erhob, schmerzten ihn die Glieder, seine Kehle

<sup>1)</sup> Tomaten.



war rauh und sein Gemüt bedrückt. Nach dem kindlichen Umhertollen am Vormittag verbrachte er den Abend in sich versunken, stumm, düster; wenn man ihn schalt, wurde er heftig, schimpfte, fluchte, brach mitunter auch in Tränen aus; nachts fror ihn, er kauerte am Feuer und klapperte mit den Zähnen. Im unruhigen Schlummer murmelte er beständig allerlei seltsame Sachen.

„Was zum Teufel hast du nur?“ fragte ihn Melchior eines Tages und betrachtete ihn forschend. „Du bist krank und willst es nicht sagen. Was tut dir weh? Sprich!“

„Der Fuß,“ erwiderte er, spöttisch lachend. Doch schon in seinem gezwungenen Lachen, das die kindliche Frische von kurz zuvor verloren hatte, lag die Bestätigung der Mutmaßungen seines Herrn.

„So?“ sagte dieser, „der Fuß? Dann hast du wohl Grillen im Kopf. Woran denkst du? Wenn du hier oben krank wirst und stirbst, so laß ich dich wahrhaftig von den Raben verschlingen.“

Basilio zuckte gleichgültig die Achseln, und über seine Augen zog ein Schatten.

„Meinetwegen überlaßt mich den Raben oder den Hunden. Was tu' ich denn überhaupt auf der Welt!“

„Und was tun die andern,“ rief Zio Pietro, der es gehört hatte.

Melchior, der Basilios sorglose Jugend stets beneidet hatte, blickte ihn betroffen an. Also auch der war unzufrieden? Wer mochte dann wohl zufrieden sein?

„Die andern! Welche andern?“ sagte Basilio trotzig. „Glaubt ihr, daß, weil ihr so seid, die andern sich nicht amüsieren? Seht nur die Herrschaften auf dem Berge, hol' sie der Teufel! Was tun die? Sie spielen, lachen, essen gut, schlafen noch besser, machen Musik, tanzen, singen, liebeln mit allen . . .“

Seine vor Neid, ja vor Haß bebende Stimme tönte laut in Melchiors Gemüt und weckte dort den schlummern- den Widerhall.

„Auch du!“ schrie er — hätte dann aber gern sein Wort zurückgenommen, denn Zio Pietro wandte ihm sein Gesicht zu und sagte, anscheinend zu dem Knaben, in Wahrheit aber für alle beide:

„Die Herrschaften! Was denkst du, daß die Herrschaften sind? Menschen wie wir. Und glaubst du, daß sie zufrieden sind? Keine Spur! O, o, Junge, warum muß ich dir das sagen? Wir alle sind geboren, um zu leiden und unser Kreuz zu tragen. Wenn du wüßtest, was im Topf derer kocht, die dir so glücklich scheinen, du möchtest nicht an ihrer Stelle sein. Hinter ihren Spielen steht ein Ungeheuer, das sie verzehrt: sie sind schwach und krank am Körper, feig und erbärmlich in ihrer Seele. Sie sind voller Schulden, Sorgen und Ängste, und ihr Lachen ist wie der helle Klang eines Tellers, der ganz scheint und doch einen Sprung hat. Sie liebeln mit allen, aber sie lieben nicht ein Weib und werden nicht geliebt, wie du geliebt werden kannst, wenn du erwachsen bist und dir ehrlich ein Heim erwirbst und eine Schar Ziegen. Sie spielen,“ rief er spöttisch, „wie die Fliege im Herbst summt, bevor sie sterben muß. Und wer verbietet dir zu spielen? Steige ins Tal hinab, schneide das zarte Rohr und mache dir ein Paar leoneddas<sup>1)</sup>, wie die Hirten auf dem Campidano. Deine Musik wird weit besser sein als das Guitarrengeklimper jener Herrchen. Sie essen und schlafen?“ fuhr er fort. „Und ißt und schläfst du vielleicht nicht? Weil du keine guten Sachen zu essen hast? Weißt du, ob jenen ihre guten Dinge so gut bekommen wie dir dein Gerstenbrot? Wenn man nur satt wird und ein reines Gewissen hat. . .“

<sup>1)</sup> Sardische Hirtenflöte.



„Das ist wahr!“ hub Melchior an.

„Ach! wollt Ihr jetzt auch noch eine Predigt halten?“ sagte Basilio ärgerlich und ging pfeifend davon.

Besser als das Predigen seiner Herren behagte ihm die Erlaubnis, einmal nach Nuoro hinabzureiten. In Zia Bisaccias Hof band er das Pferd statt an den gewohnten Platz an einen Pfahl, um den sich ein schwächiger Weinstock rankte.

Bevor er wieder fortritt, pflückte er sich eine Hand voll Blätter davon und steckte sie in die Tasche, um sie dem Hasen mitzubringen. Auch das Pferd streckte den Hals vor, beschnupperte die Kebe und riß mit seinen langen gelben Zähnen einige Blätter ab. Wäre es nie geschehen! Zia Bisaccia stürzte schreiend in den Hof, schlug das Pferd und schimpfte derart auf Basilio los, daß er schnell aufsaß und sich davonmachte.

„Seht doch den Flegel! Braucht der noch aus seinem Dorfe daherzukommen? Geh zum Teufel, der dich hergeführt hat! Laß deinen Herrn nur kommen, mit dem werde ich schon abrechnen! Mich in meinem Hause bestehlen! Wenn du nur einen roten Heller hättest, würde ich auf Schadenersatz klagen...“

Basilio war verschwunden. Trotz der Schmähungen Zia Bisaccias fühlte er sich so froh und leicht wie ein Vogel. Erschrocken über die empfangenen Prügel, trabte das Pferdchen mit gespitzten Ohren fort.

Der Morgen war blau und klar; statt direkt zu ihrer Hütte heimzukehren, ritt Basilio nach dem Berggipfel hinauf, sah Paska und sprach mit ihr.

Inmitten ihrer Vergnügungen und Triumphe und trotz des hohen Schutzes, den sie genoß, lebte sie in Sorge und Angst; als sie den Ziegenhirten erblickte, wechselte sie die Farbe, doch begegnete sie ihm mit ironischer Freundlichkeit.

„Und wie steht es da unten?“ fragte sie und deutete

nach Melchiors Behauptung hin. „Hast du mir neue Drohungen zu bringen?“

„Es scheint so!“ entgegnete er und spielte den Beherzten. „Wenn du nicht acht gibst, so wirst du sehen, was dir geschieht, mein Lämmchen!“

„Und was könnte mir geschehen?“ sagte sie verächtlich. „Leztthin hättest du es sehr eilig, sonst hätte ich dir eine Antwort erteilt.“

„Welche denn?“

„Nur das!“ Sie spuckte aus.

Basilio blickte sie starr an und lächelte dann.

„Und doch war es dir damals nicht nach Scherz zu Mute, meine Schöne; jetzt habe ich wirklich Eile, und wenn ich noch länger ausbleibe, so schlägt er mich tot, sonst könnte ich dir etwas verraten...“

„Sag' doch, sage!“ drängte sie, mehr aus Angst als aus Neugier.

„Ich kann jetzt nicht länger bleiben.“

„Warte doch!“ — Sie hielt ihn zurück: rot vor Vergnügen machte er sich los und sagte, er wolle übermorgen wiederkommen.

„Morgen in der Frühe kehren wir alle nach Nuoro zurück. So komm' wenigstens heute abend.“

„Ich komme!“ rief er, schwang sich schnell auf und verschwand zwischen den Felsen.

An dem Tage schien er seine frühere sorglose Fröhlichkeit wiedererlangt zu haben; sein Rufen, Lachen, Pfeifen schallte laut durch den Wald und weckte bald hier, bald da den Widerhall.

Beim Essen erzählte er lachend die Geschichte von Zia Bisaccia, die ihn wegen der abgerissenen Traubenblätter verklagen wollte.

„Verbotene Weide freilich! Die Frau muß doch den Teufel im Leibe haben!“

Von seiner Begegnung mit Paska schwieg er jedoch, und statt wie in den letzten Tagen während der Siesta







In der Kirche bekreuzte er sich, und da er nichts anderes wußte, sprach er die Gebete, die er in seiner Kindheit gelernt hatte:

Deo mi sinno sa rughe,  
 Sa vera rughe,  
 Sa rughe vera,  
 Sa Madalena,  
 Santu Franziscu,  
 Santu Philippu,  
 Santu Juanne;  
 Morte mai no' m' inganne,  
 Nè a die nè a notte,  
 Fin' ass' ora 'essa morte,  
 Fin' ass' ora 'essa fine;  
 S' anghelu serafine,  
 S' anghelu biancu;  
 In nomen de su Babbu,  
 De su Fizu e de s' Ispiridu Santu.<sup>1)</sup>

Dann erhob er die Augen zur Madonna und mit bewegtem Herzen betete er inbrünstig:

Frisca sezis cale rosa,  
 Frisca sezis cale lizu,  
 Mama de su Santu Fizu,  
 Mama de su Fizu Santu;  
 In nomen de su Babbu,  
 De su Fizu e de s' Ispiridu Santu.<sup>2)</sup>

Die Novena dauerte lange; denn da es der letzte Tag war, sprach der Priester außer den gewohnten Gebeten noch in lautem singendem Ton eine lange, eintönige Invokation; er bat um Frieden für die der

<sup>1)</sup> Ich zeichne mich mit dem Kreuz — dem wahren Kreuz — Magdalena — Sanct Franziskus — Sanct Philippus — Sanct Johannes — möge der Tod mich nicht überraschen — nicht bei Tage — nicht bei Nacht — bis zu meiner Todesstunde — bis zu meinem Ende — o Seraphin — du weißer Engel — im Namen des Vaters — des Sohnes und des heiligen Geistes.

<sup>2)</sup> Frisch bist du wie die Rose — frisch bist du wie die Lilie — Mutter des heiligen Sohnes — im Namen des Vaters — des Sohnes und des heiligen Geistes.



Madonna ergebenen Verstorbenen, um Glück und Wohl-  
ergehen für die Lebenden, um Verdammung der Irr-  
lehren, Bekehrung der Ungläubigen, Sieg der Engel  
über die bösen Geister, Ruhm und Ehre für den obersten  
Kirchenfürsten und die heilige katholische Kirche . . .

S'anghelu serafine,  
S'anghelu biancu,  
In nomen de su Babbu,  
De su Fizu e de s' Ispiridu Santu,

murmelte Basilio inbrünstig, für den Papst, für die  
Bekehrung der Türken, für den Sieg der Engel betend.  
Die Kniee taten ihm weh, die Schnüre um seine Fußbinden  
drückten ihn, und seine Gedanken wandten sich mit Be-  
sorgnis der Hürde zu und dem Felspalt, in dem Fior  
di pervinca gewiß kläglich meckerte. Aber da war ja  
Paska; kokett den Kopf geneigt, kniete sie auf den Stufen  
des Altars, und ihr dunkelrotes Samtmieder leuchtete  
in der hellen Dämmerung. Sie betete und Basilio betete;  
sie regte sich nicht, und Basilio konnte sich nicht regen;  
sie ging unter den letzten hinaus, und Basilio ging hinter  
ihr her.

Draußen hatten die Streifen am Horizont einen  
warmen, violetten Farbenton angenommen, dehnten sich  
aus und verflüchtigten sich langsam. Und in dem melan-  
cholischen, traumhaften Violett stand die rote Sichel des  
untergehenden Mondes. In der Ebene mußte der Tag  
glühend gewesen sein, denn die am Horizont lagernden  
dichten Dünste gaben der Mondsichel den roten Schein.  
Aber obschon der Wald in der abendlichen Stille be-  
wegungslos stand, war auf dem Orthobene die Luft lau  
und angenehm. Und in dem traumhaften Frieden, unter  
den schweigenden Bäumen, zwischen den dämmerigen  
Felsen, durch die großartige Landschaft, die dalag, als ob  
sie in die Betrachtung des weiten violetten Horizontes  
und der geheimnisvollen Mondsichel versunken sei,



schritten die Leute hin, um das letzte Freudenfeuer auf dem gegen Nuoro blickenden Bergkämme zu entzünden.

Leiser erklangen die Stimmen zu dieser Stunde. Ein jeder trug einen Ast, einen Zweig oder Wurzelwerk. Die Kinder sprangen und kletterten auf den Felsen herum und hoben sich schwarz von dem klaren Hintergrunde ab.

Basilio kam zuletzt, ernst, mit weitgeöffneten Augen, erstaunt, sich unter diesen Leuten und an diesem Orte zu finden; Paska schien gar nicht auf ihn zu achten, und seine Unruhe wuchs. Weshalb war er gekommen? Weshalb ging er hinter diesen vergnügten Menschen her, den lustigen Herren, den lachenden Kindern und Mägden?

Und sein Herr, der auf ihn wartete? Und das meckernde Zicklein im Felsenspalt?

Und weshalb tat Paska, als ob sie ihn ganz vergessen habe?

Man langte bei den Felsen des Monte Bidde an, und Basilio wurde angestellt, die Äste und Zweige zu schichten, die alle auf einen Haufen warfen, und das Feuer anzuzünden. Auf den Felsen standen nur einige kleine, wilde Steineichen; doch unterhalb zog sich dichter Wald hin und breitete sich über die felsigen Hänge wie ein grünes Meer.

Die Täler in der Tiefe lagen schon im Schatten; Nuoro schimmerte noch durch die Dämmerung, und auch einige andere Flecken in der öden, grauen Landschaft waren noch sichtbar; der weite Kreis der Berge am Horizont ragte in das tiefe Violett des Himmels, das nach Osten und Norden hin in perlfarbenem Duft verschwamm.

Das Feuer knisterte und verbreitete dichten Rauch, in dem goldene Funken sprühten; er zog sich abwärts, über die grüne Baumkaskade hin, die von den Flammen seltsam beleuchtet wurde.

Paska geruhete endlich, sich Basilio zu erinnern, und zog ihn hinter einen Felsvorsprung; das Geplauder der

Damen, das Geschrei der Kinder und das Geträller der jungen Herren übertönte ihre Stimme.

„Bist du noch hier?“ fragte sie spöttisch, als ob sie ihn ganz aus dem Gesicht verloren hätte. „Und wenn dein Herr dich sucht?“

„So findet er mich nicht,“ antwortete er und blickte sie feck an, ganz erbittert von Ärger und Unruhe.

„Also, sprich! Was ist es, womit er droht? Was hat er gesagt, als er hörte, daß seine Befehle und Drohungen mir bei einem Ohr herein und beim andern herausgehen? Sag' doch, sprich, Junge!“

Ärgerlich über das letzte Wort, erwiderte er:

„Und was liegt dir daran, das zu wissen?“

„Nun... so aus Neugier. Also rede... Wie nennt man dich?“

„Mit meinem Namen.“

„Ach, laß doch die Dummheiten!“ sagte sie und wurde ernst. „Sag' mir noch einmal, was du mir damals in der Kirche gesagt hast, seine eigenen Worte.“

„Ich weiß sie nicht mehr.“

„Schnell, stelle dich nicht so dumm. Du sagtest, wenn ich nicht sogleich fortginge, würde er mir den Spaß verleiden. War es so oder nicht?“

„So war's.“

„Was wollte er denn damit sagen? Daß er mich totschlagen würde? Oder wollte er das doch nicht sagen?“

„Sicher!“ log Basilio.

„Warum hat er es denn nicht getan? Du siehst doch, daß mir der Spaß noch nicht verleidet ist. Sieh nur, was für ein vergnügter Abend!“ Sie deutete nach dem Feuer hin, aber Basilio schob verächtlich die Unterlippe vor. „Findest du das nicht? Amüsiert ihr euch besser bei euren Ziegen? Aber nun sage, womit hat er sonst noch gedroht? Hol' dich der Teufel, Junge, so sag's doch!“

Sie faßte ihn am Arm und schüttelte ihn heftig; er schwankte und wäre fast in den felsigen Abgrund gestürzt,



der sich zu ihren Füßen aufst. Er fiel nicht, weil Paska ihn hielt — doch seit diesem Augenblick versank er in einen weit tieferen Abgrund.

Er sagte alles, was sie wissen wollte: „Ja, Melchior drohte immerzu, sie totzuschlagen oder wenigstens sie zu stehlen und gebunden in seine Hütte zu tragen, wo er sie martern wolle, um sie dann Hungers sterben zu lassen oder von dem steilsten Felsen hinabzustürzen, wohin sich nicht einmal die Ziegen verstiegen.“

„Und ich bin sein Blut!“ rief sie in ehrlichem Schrecken aus. „Sein Blut bin ich! Unsere Väter waren Söhne derselben Mutter, rechte Brüder, weißt du? Was habe ich ihm nur getan?“

„Mit ihm geliebelt hast du!“

„Nicht die Spur! Er hatte sich solche Dummheiten in den Kopf gesetzt, aber ich habe immer nein und nein und nein! gesagt. Und als ich einundzwanzig Jahre alt wurde, da sagte ich ihm: Jetzt bin ich frei, zu tun, was ich will und was mir gefällt; geh und laß mich in Ruhe, ich kann den Milchgeruch nicht leiden...“

„Den Milchgeruch!“ ... sagte Basilio für sich.

Sie begriff, daß sie ihn gekränkt hatte, und da ihr daran lag, ihn zum Freunde zu haben, sagte sie lächelnd: „... Wenn solch ein Mensch ihn mit sich herumträgt wie dein Herr. Er sieht selbst aus wie ein Eier, wie ein Schaf mit schmutzigem, gelbem Bließ. Und das kannst du ihm nur sagen, wenn du Lust hast!“

„Ach, so sprichst du nur, weil du wohl weißt, daß ich ihm nichts sagen werde!“

„Nun, es gibt Hirten und Hirten,“ lenkte sie ein; „er ist nur ein schmutziger Tölpel, aber es gibt auch Hirten, die mehr wert sind als schöngekleidete Herren.“

Basilio, der sich öfters in der Quelle betrachtet und sein hübsches Gesicht wohl bemerkt hatte, war ganz verdreht vor Vergnügen.

„Ja, sag's ihm nur, und sage ihm auch, daß ich an

mich halten will, so lange ich kann, aus Rücksicht für den alten Blinden. Aber er soll mich nicht reizen, sonst sehe ich alle Rücksicht beiseite, und wenn er es nicht anders will, dann soll es unser beider Blut kosten...“

„Ich sage ihm gar nichts.“

„So, du willst ihm gar nichts sagen? Daran wirst du freilich gut tun, denn sonst möchte er mit dir anbinden. Er ist ja wie toll! Aber du brauchst keine Angst zu haben, Junge. Paska Carta beschützt dich — sie schlug sich an die Brust — und Paska Carta hat Leute, die zu ihr stehen. Wenn ich gewollt hätte,“ fügte sie leiser hinzu, „so säße er jetzt im Gefängnis wie eine Grille im Schilfrohr. Und wenn er mich noch weiter plagt, so werde ich ihm zeigen, wer er ist und wer ich bin; dann werden die Hörner seiner hundert Ziegen nicht hinreichen, um ihn aus der Schlinge zu befreien, in die er fallen soll.“

Basilio wußte nicht, was er auf solche Prahlerei antworten sollte; er blieb stumm und starrte in die Ferne, in traurige Betrachtungen versunken.

Das Feuer war im Erlöschen; der rote Schein, den es kurz zuvor über Wald und Felsen geworfen, wich dem letzten violetten Schimmer vom Horizont her.

Die Landschaft versank in Schatten, und der dunkelrote Mond ging langsam unter.

„Genug,“ — seufzte Basilio — und rüttelte sich auf. „Ich gehe jetzt. Seht Ihr zu, wie Ihr fertig werdet. Ich werde schon genug haben an dem Schelten und Schimpfen, mit dem er mich heute abend überhäufen wird. Aber jetzt gehe ich.“

Doch er seufzte nochmals und rührte sich nicht. Von allen Eindrücken, die er an diesem Tage empfunden, blieb jetzt nur eine unbestimmte Traurigkeit zurück, ein schmerzliches Verlangen, nicht mehr in Melchior's Hütte zurückzukehren, sondern hier zu bleiben, auf diesem Felsvorsprung, aber mit Paska zusammen, bis alle die Leute fort wären. Und dann, wenn alle fort wären und auch



der geheimnisvolle Schimmer am Horizont erloschen, dann würde er vielleicht den Mut haben, Paska Dinge zu sagen, die nie zuvor auf seine Lippen gekommen waren. Sie war drei Jahre älter als er, aber sie sah aus wie eine Fünfzehnjährige; er war noch ein Kind, aber sein Herz schlug lebhaft, von unsagbarem Sehnen bewegt; jeder Pulsschlag war ein Aufwallen angstvoller, fast wilder Leidenschaft.

„Ich habe das Zicklein in eine Höhle geworfen“ — schrie er jetzt — „um zu dir zu kommen, und ich könnte ein Verbrechen begehen für dich, Paska! Soll ich alle Ziegen Melchior's, eine um die andere, umbringen? Soll ich ihn selbst totschlagen? Oder den alten Zio Pietro? Sprich doch, sprich! Ich will lügen, morden, alles tun, was du willst, nur dir zuliebe. Aber laß uns hier allein bleiben! Ganz allein! Laß die Herren gehen! Ich hasse sie, weil du sie gern hast; laß uns allein bleiben, ganz allein!...“

Und die Leute brachen auf. Da Paska aber in geringer Entfernung die kleinen Augen ihres Herrn blitzen sah, sprang sie von der Felszacke herunter, und Basilio erwachte aus seinem leidenschaftlichen Traum. Von unten rief sie leise zu ihm hinauf:

„Wir werden uns in Nuoro mitunter sehen, wenn du hinkommst. Wirst du kommen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er unfreundlich. Er folgte ihr mit den Augen, sah, wie sie leicht von Stein zu Stein sprang, sich umwandte, um das Hündchen zu rufen, das ihr nachlief, und wie sie dann im letzten Dämmerchein verschwand. Er blieb allein, hörte, wie das Sprechen und Lachen sich langsam verlor, auf dem Waldpfade, hinter den Felsen...

Da kehrte auch er heim, traurig, verzagt.

Aus der Hütte, wo das Feuer brannte, drang der Geruch von gebratenem Fett, und draußen, in dem durch die Türöffnung fallenden schwachen Lichtschimmer sah

Basilio einen roten Körper hängen. Es war die arme, tote, abgezogene Fior di pervinca. Einen Ausgang aus der Höhle suchend, war sie mit dem Kopf zwischen zwei Steine geraten, und als Melchior sie suchte, fand er sie erstickt.

Basilio trat hinzu, befühlte das frische Fleisch, um sich zu überzeugen, daß seine Augen ihn nicht täuschten — und da er nicht wagte, die Hütte zu betreten, streckte er sich draußen hin und stöhnte leise.

„Bist du wieder da?“ fragte Zio Pietro.

Er gab keine Antwort.

„Bist du da, Basilio? Was hast du?“

„Ich bin halb tot,“ sagte er matt. „Ich habe den ganzen Berg abgesucht, aber ich sehe, daß ich den rechten Platz verfehlt habe. O, Zio Pietro, ich bin tot!“

„Schweig still,“ schrie Melchior, der die Eingeweide der Ziege briet. „Wenn ich herauskomme, dann werde ich dich totmachen, wahrhaftig, und schlimmer noch, als es diesem armen Tier ergangen ist!“

Freilich war er still! Er hielt den Atem an und spitzte die Ohren. Hatte sein Herr seine Abwesenheit bemerkt? Würde er es ihm am andern Morgen sagen, wenn Zio Pietro es nicht hörte?

## VII.

Doch weder am folgenden Tage noch später sagte Melchior ihm ein vorwurfsvolles Wort. Der September kam und ging, der Oktober. An manchen Tagen tobte der Wind und verwandelte die Steinchen in heulende Dämonen mit hundert toll bewegten Armen; und der Regen kam, die Kälte, der nasse, salzige Nebel stieg, sank, wogte und hüllte bald den Fuß, bald die Gipfel von Wald und Fels in graue Schleier. Und dann kamen die milden, sonnigen Herbst-



tage. Die Abhänge und der feuchte, in der Sonne dampfende Boden bedeckten sich mit frischem Grün, mit feinem, glänzendem Gras; die Felsen waren blank gewaschen und hell, Moos und Efeu färbten sich rot, und der ganze Wald, von den schwärzlichen Stämmen bis zu den feuchten Blättern kleidete sich in tiefe, satte Farben. Die Luft war lau und still; vom Meere stieg weißer, leuchtender Duft auf, und am Himmel schwammen manchmal kleine runde Silberwölkchen, die in langsamem Zuge der Sonne folgten, sie einholten, verschleierten. Dann glitt die strahlenlose Scheibe dahin, gefolgt von der weitgedehnten luftigen Herde auf dem klaren Himmelsgrund. Sinnend auf dem Rücken liegend, verglich Basilio den langsamen, leuchtenden Zug der Wolken mit einer Schafherde mit weißem, seidnem, lockigem Bließ, und die blasser Sonnenscheibe, die am unermesslich weiten Himmel den Weg zu unbekanntem Weideplätzen wandelte, erschien ihm wie der glückliche Hirte über soviel Reichtum. Lange Stunden verbrachte er, in diese sonderbare Betrachtung versunken und in seiner naiven Anschauung die poetische Seite mit der wirklichen verknüpfend. Oh, alle diese Herden besitzen! Und eine tanca (Weide) so weit und eben wie der Himmel! Zio Pietro wußte eine Geschichte von zwei Hirten und was sie, in einer schönen Sommernacht im Freien liegend, sich gewünscht hatten: der eine eine tanca so groß wie der Himmel, der andere soviel Schafe wie Sterne am Firmament glänzten.

„Und wo würdest du deine Schafe weiden?“ fragte der erste.

„Auf deiner tanca.“

„Aber ich würde sie dir nicht vermieten.“

„Ich würde doch darauf gehen.“

„So würde ich dich durchprügeln.“

„Das versuche nur einmal!“

Sie prügelten sich, und die Sterne lachten.

Um also solchem Ungemach zu entgehen, wünschte Basilio sich lieber gleich beides, die Herden und die tanca.

„Und was würdest du dann tun?“ fragte Zio Pietro, dem er eines Tages seinen Wunsch aussprach.

„Heiraten!“

„Wahrhaftig!“ sagte der Alte lächelnd. „Wie alt bist du? Achtzehn? Und du denkst an solche Sachen? Ubrigens braucht man nicht den Himmel und die Wölkchen zu besitzen, um die Liebe eines braven Mädchens zu erlangen. Als ich vom Militär zurückkam, hatte ich nichts, nicht einmal die Spitze eines Horns. Aber ich hatte gute Freunde, die mir jeder eine Ziege schenkten und die auch andere gute Hirten baten, mir jeder eine zu geben. So wurde ich ein Hirt, und Maria Grazia heiratete mich, und wir waren glücklich.“

„Wart Ihr älter als Eure Frau?“

„Nein, ich glaube, daß sie einige Jahre älter war als ich; aber sie war die beste Hausfrau in Nuoro. Sie machte sogar Käse aus Ziegenmilch, die man für Ruhkäse hielt. Und aus der Wolle, die sie spann, wurden allmählich hundert Ziegen, und Zio Pietro konnte dann Weide genug kaufen für das ganze Jahr. Verstehst du?“

Ja, Basilio verstand! Und eine Freude, so leuchtend wie jener himmlische Herbstmorgen, erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, daß dann vielleicht eines Tages auch Pascha ihn zum Manne nehmen würde. Aber hinter der hellen Freude steckte auch ein gut Teil Verschlagenheit; denn Pascha war nicht die alte, ehrliche Maria Grazia, und Baslios Herz war nicht das reine Herz Zio Pietros.

Nach diesem Gespräch wurde Baslios Verlangen, nach Nuoro hinabzugehen, heftiger; da aber die Ziegen



trächtig waren und keine Milch mehr gaben, ging auch Melchior nicht fort und erlaubte ihm keinen Gang in die Stadt. Nur wenn bisweilen ein Bock sich verfrügte hatte, ging Basilio dem Kirchlein zu, das jetzt, zwischen dem herbstlichen Laub, trostlos grau erschien. Ein böser Zauber schien ihn dorthin zu locken und nach Monte Bidde, zu dem Felsenvorsprung, wo Paska, ihm in die Augen blickend, von seiner Seele Besitz genommen hatte. Wo war sie jetzt? In dem Rauschen der Steineichen glaubte er noch den hellen Ton der Flöte und den metallenen Klang der Guitarre zu hören; der ganze nebelseuchte Berg strömte erregenden Duft aus wie an jenem Abend; doch wo war sie? Er fragte es sehnsuchtsvoll und hätte von da oben die ganze heftige Leidenschaft, die ihn gepackt hatte, weit hinausschreien mögen. Nie hatte er an seine Mutter gedacht und nach seinem Dorfe ausgeschaut, wie er jetzt an Paska dachte und nach Nuoro blickte, das in grauem Dunste lag.

Und so gingen zwei weitere Monate ins Land. Da kam eines Abends zu Melchior's Hütte ein junger Bauer, gut gekleidet, hübsch und frisch von Gesicht. Es war einer der Söhne Zia Bisaccias.

„Sei gegrüßt!“ sagte Melchior. „Welcher Wind führt denn dich daher?“

Der andere erwiderte lachend, man beschuldige ihn, Rinder gestohlen zu haben.

„Und anstatt im Dienst des Königs Wanzen zu fangen, willst du lieber im Freien spazieren.“

„Aber hast du sie gestohlen, die Rinder?“

„Ach was!“

„Dann wäre es besser, dich zu stellen,“ bemerkte Zio Pietro. So würde sich die Sache aufklären.“

„Ach, geht doch! Ich will nicht des Hungers sterben diesen Winter; da drin, wißt Ihr, geben sie einem ein Brot und einen Napf Wasser mit Öl und

zwei Kartoffelstückchen. Ein einziges Brot den Tag, versteht Ihr? So unterhält der König die, die in seinem Dienste stehen; davon kann ein Christenmensch doch nicht leben, von einem Brot und ein paar Löffeln Wasser mit Öl.“

„Und könnte deine Mutter dir nicht das Essen schicken?“

„Eher hängt sie sich auf! Eßt, was euch der König gibt, weil ihr in seinen Dienst getreten seid,“ so spricht die.

Damit nahm er einen kleinen ledernen Rucksack ab, griff hinein, holte ein Spiel Karten hervor und schlug eine Partie Landsknecht vor. Keiner kannte das Spiel, und überdies konnte Zio Pietro nicht sehen, und Melchior hatte keine Lust zu spielen. Basilio nahm dann eine Partie Skopa an.

„Hast du Geld?“ fragte der junge Bauer.

Basilio zuckte lächelnd die Achseln.

„Auch keine Ziege?“

„Auch nicht.“

„Dann machen wir es so: ich habe hier ein Huhn“ — er blickte mit einem Auge in den Rucksack — „kein gestohlenes, daß du's weißt! Nein, ich habe es von Hause mitgenommen; meine Mutter wird schreien, wenn sie es gewahr wird, aber sie wird niemand anders beschuldigen; denn sie sagt, so lange sie noch Söhne hat, die nicht im Gefängnis sitzen, wird sie nie andern mißtrauen, wenn ihr etwas fortkommt. . . Kurz, wir wollen es so machen: wenn ich verliere, dann steckt Melchior das Huhn auf den Spieß; verlierst du, so gebe ich dir sieben Ohrfeigen.“

„Mir ist's recht!“

Auf dem Boden sitzend, spielten sie beim Schein des Herdfeuers, und der Sohn Zia Bisaccias lachte wie ein Kind, erzählte zwischendurch Neuigkeiten aus Nuoro und allerlei schöne Geschichten.



Melchior stand unter der Türöffnung und blickte in den aufsteigenden Nebel hinaus. Eine Frage lag ihm auf den Lippen, die er doch nicht aussprechen mochte. Im Grunde ärgerte er sich ja über seine Neugier. Denn nach dem Gelübde, das er getan und das sein Gemüt so bedrückte, daß er in den letzten Monaten fast mechanisch dahingelebt hatte — was konnte und durfte ihm noch an Pascha liegen?

Basilio gewann — vielleicht durch die Großmut seines Gegners, der ein sehr gutherziger Geselle war und die Vorräte seiner Mutter nur nahm, um sie einem armen Schäschen zu bringen. Freilich hatte er auch die Rinder gestohlen, doch um sie zu verkaufen und mit dem Erlös den Wechsel eines Freundes zu decken. Die weißgesprenkelte schwarze Henne kam jetzt zum Vorschein und wurde sorglich gerupft und gesengt; sie hatte große gelbe Dotter — ach! wie Zia Bisaccia schreien mochte!

Als Melchior das Huhn an den Spieß steckte, öffnete er den Mund, um die Frage zu tun, die ihm im Sinne lag. Er blickte den jungen Mann an — und wagte es doch nicht. Nein, nein, nein! was lag ihm daran? Sollte er so erbärmlich sein, nach einem Weibe zu fragen, das er geschlagen und beschimpft hatte?

Draußen regnete es, und durch die Türöffnung war nichts mehr zu erkennen als ein unbestimmtes Grau. Die vier Männer saßen beisammen und verzehrten ihr Mahl. Der Flüchtling schien sich in dieser Einsamkeit ganz sicher zu fühlen und nichts zu befürchten — als ob jenseits des Nebelmeers keine andere Welt, keine anderen Menschen mehr lebten.

Und Melchior fühlte immerzu, wie ihm jene Frage fast den Hals zuschnürte, und während er aß, lachte, plauderte, wartete er nur auf den geeigneten Augenblick, um sie los zu werden. Er erzählte dem Banditen<sup>1)</sup> von

<sup>1)</sup> bandito = Verbannter, Flüchtling.

den vielen Leuten, die diesen Sommer bei der Madonna del Monte die Novena abgehalten hatten.

„O,“ sagte er dann plötzlich in spöttischem Ton, „was macht denn mein Bäschen?“

Basilio hob seine feingeschwungenen Brauen, aber der junge Bauer zog die seinen finster zusammen und hörte auf zu lachen.

„Ich weiß nichts von ihr,“ sagte er gleichgültig. Melchior begriff, daß er im Gegenteil allzuviel von ihr wisse und bestürmte ihn nun mit Fragen.

„Was macht sie? Wie? Hast du sie gesehen? Trägt sie noch die Spuren von meinen Ohrfeigen im Gesicht? Liebelt sie noch mit den Stuzern?“

„Mit den Herren und mit den Bauern,“ erwiderte der andere trocken.

Das Gespräch verstummte und hinterließ in Melchiors wie in Basilius Herz Zorn und Schmerz.

Dann erzählte Zio Pietro eine Geschichte.

„Hört! Ein Kaufmann reiste einmal in ein fernes Land, wo es so viel Mäuse gab, daß der König nur Brot zu essen hatte, denn den Käse fraßen jene . . .“

„Was mochte man dann wohl denen im Gefängnis zu essen geben?“ grinste der Bauer.

„Also, was tut der Kaufmann? Er reist nach seinem Lande und holt eine Menge Käse, die bringt er dem König zum Geschenk, und als der König sieht, wie die Käse unter den Mäusen aufräumen, da schenkt er dem Kaufmann viele Säcke Gold. Als der Kaufmann nun mit dem vielen Gelde in seine Heimat zurückkehrt, da denkt ein neidischer Freund: wenn jener König so viel Gold für ein paar Käse gibt, was wird er mir geben, wenn ich ihm Sachen von wirklichem Wert bringe? Was tut er also? Er bringt ihm seine ganze Habe zum Geschenk, Gold, Perlen, Seide, Wein . . .“

„Auch Käse?“ fragte Basilio.

„Auch Käse. Und wißt Ihr, was der König nun tat?“



Da der schlaue Geber nicht gesagt hatte, daß er aus demselben Lande war, wie jener andere, dachte der König, er sei gewiß aus einem Mäusekönigreich wie das feinnige und schenkte ihm sechs Katzen. Da mußte der Mann mit langer Nase abziehen.“

Dem jungen Bauern hatte die Geschichte und die Unterhaltung in der Hütte so gut gefallen, daß er nun fast täglich dort einkehrte; jedesmal brachte er etwas mit: Wein, Speck, weißes Brot, Salami, Eier und Fleisch, und heiterte durch sein Lachen die armen Hirten auf, deren Behausung jetzt trostlos kalt war. Obgleich Zio Pietro und Melchior befürchteten, daß eines Tages die Karabinieri heraufkommen und den fröhlichen Banditen dort abfassen möchten, gewannen sie ihn recht lieb; sie gewöhnten sich so daran, ihn bei sich zu haben, daß sie, wenn er mitunter ausblieb, sich beunruhigten und in dem kalten Bereich des frühen Winters ihre Einsamkeit noch trauriger empfanden.

Überdies hatten in diesem Jahr die Steineichen an jener Seite des Berges keine Eicheln getragen und es kam daher auch kein Schweinehirt dorthin. Der Wald lag öde und frostig unter dem beständigen Nebel; die Vögel waren fortgezogen, die nassen Felsen sahen grau und düster aus, und von dem ihnen jetzt verdeckten Meere stiegen beständig dunkle Wolken auf. In den ersten Tagen des Dezember schneite es, doch war's ein leichtes Geströber nur, und die weiße Decke schmolz bald.

Mit der schläfrigen Nase und dem Hasen, dessen in die kalten Fernen gerichtete Augen beständig nach einer Gelegenheit zur Flucht spähten, blieb auch Zio Pietro in der Hütte. Jetzt, wo Melchior selten fortging und das Vergangene vergessen zu haben schien, fühlte der Alte sich ruhiger; er betete andächtig, daß der Winter nicht sehr streng werde, daß viele Zicklein zur Welt

kämen und daß es viel Milch geben möge. Und dann? Er sah zwar den Nebel nicht, doch er fühlte die Kälte, und das Brausen des vom Sturm gepeitschten Waldes gab auch ihm den vollen Eindruck des Winters. Aus der Erfahrung seines früheren Lebens wußte er ja, daß Wind und Regen, Nebel und Schnee notwendig sind, damit der Boden Feuchtigkeit aufnehme, die Bäume von dem abgestorbenen Laube befreit werden, die Quellen sich mit Wasser füllen und alles vom Winter den fruchtbaren Keim des Frühlings empfangen.

Daher klagte er nie; die Wärme ihres großen Herdfeuers war für ihn wie ein goldiger Lichtkreis, und wie er aus der Traurigkeit des Winters heraus das Wiedererwachen des Frühlings ahnte, so erhoffte er aus der melancholischen Resignation Melchior's eine bessere Zukunft.

Eine neue Liebe würde ihm erblühen, und dann würde sein eigener sanfter Traum Verwirklichung finden: jene wilde Einsamkeit zu verlassen, die letzten Winter in einem weniger engen Heim zu verbringen, jeden Morgen die Messe zu hören!

Inzwischen kam Weihnachten heran, und gerade das Verlangen, wenigstens an jenem Tage die Messe zu hören, verlieh seinem Wunsche Ausdruck, nach Nuoro hinabzugehen.

„Ich gehe mit!“ sagte Basilio sogleich. „Ich werde Euch führen!“

„Ich werde ihn führen,“ entgegnete Melchior fest. „Aber auch ich habe ein Recht, an dem Tage die Messe zu hören! Wenn Ihr mich nicht gutwillig gehen laßt, so werde ich doch gehen, ob es Euch recht ist oder nicht!“

„Du sollst auch gehen,“ sagte Zio Pietro; und da Melchior böse wurde, tat Basilio ganz bescheiden und suchte ihn zu überreden: Weihnachten wäre doch Weihnachten, und jeder Christ mußte zum Christkind



beten; man hätte doch nur eine Seele! Ja, wenn man zwei hätte, dann wäre es nicht so schlimm, wenn auch eine davon verloren ginge! Aber man hätte doch eben nur eine und . . . kurz, er wolle nach Nuoro gehen und die Messe hören.

Zio Pietro nickte ja, ja; Melchior aber blickte Basilio scharf an und sagte: „Du? Was sprichst du von Seelen und vom Christkind? Kleiner Fuchs, du hast nicht zwei, sondern zehn Seelen, und du wirst sie alle dem Vater der Hölle ausliefern.“

Er erlaubte ihm immerhin, nach Nuoro hinabzugehen und die Mitternachtsmesse zu hören; bei Tagesanbruch würde er zurück sein, und dann würde Zio Pietro und sein Sohn gehen, wenn das Wetter es erlaubte.

Das Wetter erlaubte es. Es war strenge Kälte, doch trocken; der von der Tramontana<sup>1)</sup> reingefegte Himmel war tiefblau, und die fernen, schneebedeckten Berge ragten wie scharfe alabasterne Zacken am Horizont auf. Der Wald erschauerte unter der durchsichtigen, aber eisigen Klarheit des Himmels. Mit blaurotem Gesicht und vor Freude und Kälte tränenden Augen stieg Basilio bergab.

Mit dem Vorrücken des Abends stieg die Kälte. Wie ein Füllen sprang Basilio dahin. In der Ledertasche, die ihm über die Schulter hing, gurgelte die Milch, die Zia Bisaccia zum Geschenk bestimmt war und die sie von einigen Ziegen bekommen, die bereits magere, vor Kälte steife Junge geworfen hatten.

Als er in Nuoro anlangte, dunkelte es. Hirten und Bauern kamen von draußen herein; mit dem ledernen Wams, der Aldernase in dem erdfarbenen Gesicht, dem Stachelstock auf der Schulter, kleine rote oder schwarze Ochsen antreibend, die den alten sar-

<sup>1)</sup> = Nordwind.

dischen Pflug zogen, sahen diese aus wie Gestalten aus grauer Vorzeit.

Basilio eilte vorwärts, ohne nur jemand anzusehen oder zu grüßen. In Zia Bisaccias bekanntem Hofe angelangt, sah er den Eingang vom Herdfeuer erleuchtet und hörte laute, heftige Worte: es war die Hausherrin, die ihren Mann mit Schimpfreden überhäufte, der nach dreimonatiger Abwesenheit von der Schäferei heruntergekommen war, um wenigstens die heilige Weihnacht in der Familie zu verbringen. Er wehrte sich nicht und gab gar keine Antwort auf das Geschrei seiner Frau. Als Basilio eintrat, sah er eine so zerlumpte und schmutzige Mannsfigur mit blassem, völlig bartlosem Gesicht und so furchtsam blickenden blauen Augen, daß er ihn insgeheim verspottete und bemitleidete.

„Ave Maria!“ sagte er und nahm die tasca von der Schulter.

„Voller Gnaden!“ erwiderte die Frau ärgerlich. „Bist du es, Fras? Was gibt's Neues?“

„Ich bin heruntergekommen, die Messe zu hören; morgen kommen Zio Pietro und Zio Melchior. Hier, nehmt.“

Was ist das?“

„Ein wenig Milch.“

„Zum verkaufen?“

„Nein, für Euch.“

Das begütigte sie ein wenig. Sie nahm die Milch, leerte sie in einen Hafen und ließ geduldig die letzten dicken Tropfen auslaufen; währenddem tagierte sie, wie viel es sei, und wie viel Geld sie daraus machen würde; denn am folgenden Morgen wollte sie die Milch verkaufen und verbarg sie deshalb, damit die Söhne, wenn sie nachts mit ihren liederlichen Kameraden heimkämen, sie nicht austränken. Auch das große schwarze Schaf, das ihr Mann mitgebracht, hatte



sie versteckt. Sie dachte nicht daran, zur Messe zu gehen oder ein Festmahl herzurichten; genug, daß über dem Feuer ein schwarzer Kessel hing, in dem das Wasser für die Maccaroni brodelte. Sie setzte sich auf den Boden in den roten Feuerschein und zerstieß in einem Mörser, den sie zwischen die Knie nahm, trockene Nüsse, die unter ihrem festen Stoßen bald zu einem gelblichen, schwarzgesprenkelten Teig wurden. Damit würde sie, wie üblich, die Maccaroni anrichten: so konnte sie den Käse sparen.

Basilio stand unterdes beim Herd und stieß mit dem Fuße in die Glut; er überlegte, ob er wohl nach dem Hause fragen könnte, in dem Paska diente. Aber nein! Zia Bisaccia war zu tückisch, um nicht alles Melchior wieder zu sagen. Das war gefährlich! Und da das Männchen mit den furchtsamen blauen Augen Basilios Kommen benutzt hatte, um in die anstößenden Zimmer zu schleichen, so nahm er nun den Augenblick wahr, wo Zia Bisaccia am heftigsten stampfte, um sich auf den Hacken umzudrehen und auf die Straße zu gehen.

Es wurde ihm nicht schwer, den Palazzo zu finden, in dem Paska wohnte: ein weißes Haus, dessen Fenster im ersten Stock erleuchtet waren. Die ziemlich breite Straße lag schon einsam da unter dem leuchtenden Sternenhimmel. Er schaute hinauf und stand lange unerschlüssig; der Wind fuhr ihm in den Nacken, doch darauf achtete er nicht, weil er ganz in einem beklemmenden Gefühl der Ungewißheit aufging.

Er wußte weder, weshalb er dorthin gekommen war, noch was er dem Mädchen sagen würde; aber der Gedanke, nicht an jene Tür zu klopfen und Paska nicht zu sehen, wollte ihm nicht in den Kopf.

Und er faßte die an der Tür angebrachte eiskalte eiserne Faust in die seine und pochte.

Der Klang erdröhnte im Innern des Hauses und verschmolz bald mit einem hellen Geklaff und einem

leichten Schritt, der die Treppe herabkam. Basilio erkannte das Bellen des schwarzen Hündchens, erriet, wessen Schritt er hörte, und sein Herz klopfte laut vor Beklemmung und Freude.

„Wer ist da?“ fragte die helle Stimme Paskas.

„Ich.“

„Wer, du?“

„Ich, Basilio.“

Die Tür öffnete sich sogleich, und Paska erschien, neugierig und verwundert.

„Du bist's? Was willst du?“

Ja, was wollte er? Nichts! Nur sie sehen und hören, dem heimlichen, sehnennden Verlangen willfahren, das ihn seit vier langen Monaten bedrängte. Sie begriff und fragte nicht weiter.

„Was gibt es Neues?“ sagte sie leise und eilig.

„Bist du gekommen, um die Messe zu hören? Wo bist du eingekehrt?“

„Bei Zia Bisaccia.“

„Und der Sohn, der Sohn dieser Frau, kommt er zu euch?“ fragte sie, ihn starr anblickend.

„Oft“ — entgegnete er, obgleich sein Gewissen ihn warnte, und sie wurde noch neugieriger und lebhafter.

„Wie groß du geworden bist!“ sagte sie und betrachtete seine von dem Licht auf der Treppe beleuchtete Gestalt von Kopf bis zu Fuß. „Jetzt kann ich nicht länger hier bleiben, komm später wieder, meine Herrschaft geht in die Messe, da können wir plaudern.“

Wie? Er sollte also nicht zur Messe gehen? Ach was! War er denn wirklich der Messe wegen gekommen? Ging sie hin?

„Nein!“

Dann würde er auch nicht gehen.

„Willst du kommen?“ fragte sie, die Türe schließend.

„Ich komme.“



Die Tür ging zu; ihm war es, als ob sich die Tür zum Paradiese schloße; aber drinnen, tief in der Brust strahlte ihm ein helles Licht. Er kehrte um in die elende Gasse, in der Zia Bisaccias Haus sich verbarg — und er glaubte nicht mehr den Boden zu berühren, sondern an den klaren Himmel zu reichen, an dem die Sterne immer heller flimmerten.

## VIII.

Zia Bisaccia bereitete die Tunke für die Maccaroni; in einer Pfanne aus rotem Ton zerrührte sie die zerstoßenen Nüsse, nahm mit einem hölzernen Löffel kochendes Wasser aus dem großen Kessel und goß es darüber. Der heiße Rauch des Herdfeuers wehte um ihre Hände und schlug ihr ins Gesicht. Ihr Mann saß ängstlich zusammengekauert auf dem Boden und beobachtete stumm jede Bewegung der Frau. Sie nahm einen Maccaroni aus dem Kessel, führte ihn zum Munde und sagte dann, ohne nur den Kopf zu wenden:

„Sie sind gar. Nimm den Kessel herunter, Bakis.“

Das Männchen sprang auf, ergriff den Henkel, hob den Kessel ab und setzte ihn eilends zu Boden: er blies schnell auf die verbrannte Handfläche.

„Dummkopf, Dummkopf, der du bist! Wußtest du nicht, daß der Henkel glühend heiß ist?“ schrie die Frau.

Zio Bakis klagte nicht, um sie nicht noch mehr zu reizen; er kniete vielmehr bereitwillig nieder, nahm den Löffel, hob die Maccaroni aus dem Kessel und legte sie vorsichtig auf die Schüssel, in der Zia Bisaccia sie mit der Tunke vermischte.

Der heiße Dampf umhüllte Mann und Frau; die Herdflamme schlug hell durch den jetzt leeren Dreifuß auf.

„Zia Caterina,“ sagte Basilio, der glücklich lachte und all seine prächtigen Zähne zeigte, „soll ich den Dreifuß abstellen, sonst kocht der Teufel.“

Er spielte auf den nuoresischen Aberglauben an, daß der unsichtbare Teufel seine Mahlzeiten auf den Dreifüßen kocht, die leer über dem Feuer stehen. Aber Zia Bisaccia war nicht zu Scherzen aufgelegt.

„Setz dich darauf, wenn du ihn nicht auf dem Feuer sehen magst.“

„Wen, den Teufel?“

„Nein, nein, den Dreifuß,“ sagte Zio Bakis gutmütig. „Sei nur ruhig, mein Sohn!“

Zia Bisaccia richtete noch Brot und Wein her und erwartete dann ihre Söhne; doch es schlug acht, achteinhalb, neun Uhr, und die Söhne kamen nicht. Endlich, nach neun, kam einer, der dem vagierenden Bruder sehr ähnlich war; die Müse rutschte ihm auf dem Kopfe, die Beine knickten, und seine Augen stierten; er war sinnlos betrunken.

Die Mutter gewährte es sofort und fuhr ihn an:

„Habe ich darum auf dich gewartet? Du Trunkenbold, elender Taugenichts. Wir wollen essen, Bakis. Sieh nur, ob es der Mühe wert ist, mit dem Essen auf deine Söhne zu warten.“

„Essen wir!“ erwiderte er resigniert.

Sie aßen. Der junge Mensch sprach kein Wort und war nur bemüht, die Müse auf dem Kopfe festzuhalten; er kostete einen Maccaroni, spuckte ihn aus und wollte nichts mehr davon.

„O, sie schmecken dir nicht?“ schrie die Mutter höhnisch. „Was möchtest du denn, mein Schatz? Schweinebraten vielleicht?“

„Vielleicht“ — stotterte er und lachte leise in sich hinein, als ob er an sehr lustige Dinge dächte; dann streckte er die Hand nach dem Wein aus, aber die Mutter



nahm die Flasche schnell fort, hielt sie in die Höhe und sagte:

„Wenn du willst, schlage ich sie dir auf dem Kopfe entzwei, denn im Leibe hast du schon genug davon.“

Er widersprach nicht, sondern lachte nur immer.

Zio Bakis und Basilio aßen unterdes mit vollen Backen. Sie schwiegen und mischten sich nicht ein — auch dann nicht, als Zia Bisaccia, da sie sah, wie der Sohn schwankend aufstand, sich auf ihn stürzte, ihn schlug und ihn zwang, sich wieder hinzusetzen.

„Still da! ganz still!“ fuhr sie ihn an. „Oder willst du auch dahin, wo deine Brüder sind? In den Käfig oder in den Wald? Ist es noch nicht genug an zweien, dreien, du Trunkenbold? Nicht gerührt, sag' ich dir, sonst sollst du an die Christnacht gedenken!“

Er lachte nur immer; doch kaum sah die Mutter, so stand er auf und schwankte der Tür zu. Sie fiel nochmals über ihn her, stieß ihn zurück und schloß die Tür.

Zio Bakis machte Basilio ein Zeichen, daß er nicht den Mund auf tun solle, und Basilio aß, beobachtete und schwieg.

Er war so glücklich, daß auch eine Bluttat ihm in jenem Augenblick als ein Scherz erschienen wäre.

Trotz Zio Bakis Behutsamkeit band seine Frau nun wieder mit ihm an, nachdem sie eine Matte auf den Boden gebreitet hatte und den Sohn gezwungen, sich niederzulegen.

„Da siehst du, was du für Söhne hast, du armseliger Mann! Hättest du sie nicht besser bei unserem Herrgott gelassen? Statt sie so zu erziehen, hättest du lieber nicht heiraten sollen, hättest da oben in deinem Schaffall bleiben sollen! Und das sind Männer!“ schloß sie verächtlich.

Erst nachdem sie alles aufgeräumt und ihrem Mann verboten hatte auszugehen, ging sie zu Bett, und Zio Bakis konnte aufatmen.

Er fragte Basilio, woher er sei, nach seiner Familie, wieviel Lohn die Carta ihm gäben, ob Zio Pietro gesund sei, was er mache und wie er die Zeit verbringe, auch ob ihre Hütte mitunter von Banditen aufgesucht würde.

Basilio antwortete in spöttischem Ton, denn er machte sich heimlich über den Alten lustig, den er nach seinem Benehmen gegen seine Frau für den dümmsten Menschen von Nuoro hielt; und aus instinktmäßiger Abneigung gegen den Schwachen und Dummen sagte er ihm nicht, daß der Bandit, der in ihrer Hütte einkehrte, sein Sohn war — gerade das, was der Alte wohl durch seine Fragen zu erfahren hoffte.

Seine Meinung änderte sich jedoch, nachdem Zio Bakis ihm ein Geschichtchen erzählt:

„Pietro Carta!“ — rief er plötzlich aus, schlug die Beine übereinander und faltete die Hände um das Knie. Er schwieg einen Augenblick, und seine Augen leuchteten auf in weit zurückliegenden Erinnerungen; dann sagte er: „Ein braver Mann, der! Ich erinnere mich, als wir jung waren und ich mit Caterina liebelte, da war auch einmal Weihnachten, und ich hatte nichts, das ich meiner Liebsten hätte schenken können; da ging ich zu ihm und sagte: „Laß mich ein Schweinchen deines Herrn stehlen, ich gebe dir fünf Lire!“ Obgleich wir gute Freunde waren, jagte er mich fort und schrie: „Ich verkaufe meine Treue nicht um einen Scudo! Mach daß du fortkommst, und wenn du es dir beikommen lässest, hier etwas anzurühren, so wirfst du den Weihnachtstag nicht bei deiner Geliebten verbringen!“ Ärgerlich lachend ging ich weg, und da ich nicht wußte, was ich unternehmen sollte, geriet ich in die Hürde meines zukünftigen Schwiegervaters. Es fiel mir ein, daß dort auch einige Ferkel standen, die als Geschenk für die Richter in Sassari bestimmt waren, welche einem Bruder Caterinas den Prozeß zu machen hatten. Was tue ich? Ich schleiche mich heran wie ein Dieb, bringe



in die Hürde ein, packe eins der Ferkel bei der Schnauze, drücke sie fest zusammen und stoße ihm mein Messer ins Herzchen.“

„Und das gehörte Eurem Schwiegervater?“ fragte Basilio, während Zio Vakis die Faust ballte und tat, als ob er zustoßen wollte.

„Wem sonst? So brauchte das Ferkelchen die Reise nach Sassari nicht zu machen: es wurde anderen Tages hier bei Caterina in guter Gesellschaft verspeist.“

„Aber...“ sagte Basilio voller Bewunderung — „und Eure Schwiegereltern und Eure Braut merkten nicht, daß das Geschenk ihnen selbst gestohlen worden war?“

„Keine Spur! Aber als der schlaue Pietro Carta hörte, daß in der Hütte meines Schwiegervaters ein Ferkel fehlte, dachte er es sich gleich. Eines Tages ging ich an seiner Hütte vorbei, grüßte ihn und sagte lachend: „Und gibst du mir heute ein Ferkel?“ Da spuckte er aus und antwortete nicht einmal. Seitdem ist unsere Freundschaft geschwunden, und ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Ist er jetzt anders? Ach ja, sie haben mir gesagt, daß er nichts mehr sieht.“

„Wenn er auch nicht sieht, so fühlt und hört er!“ sagte Basilio tückisch.

„Er ist noch immer derselbe.“

Dieses Geschichtchen also wandelte seine Meinung über Zio Vakis; das Männchen dachte ihm einer von denen zu sein, von denen das sardische Sprichwort sagt: „ribu mudu, tiradore“<sup>1)</sup>, und er gedachte ihm nun von den Besuchen des Banditen in der Hütte des Carta zu erzählen, als im Hofe leise Schritte vernehmbar wurden und ein anderer der jungen Herren des Hauses vorsichtig den Kopf zur Tür hereinsteckte.

Nachdem er sich überzeugt, daß seine Mutter nicht

<sup>1)</sup> Der stille Fluß ist ein Verräter.

da war, machte er seinen Gefährten ein Zeichen, und sie kamen alle in die Küche, bemüht, so leise aufzutreten, wie es ihre schweren Stiefel und der genossene Wein nur zuließen.

Es waren vier junge Bauern: einer sehr groß, bleich, mit langem, eckigem, schwarzem Bart; der zweite klein, olivenfarbig, mit glänzenden Augen; der dritte rot und fahlköpfig, mit langem blondem Schnurrbart, und der vierte mit blauen Augen, langen schwarzen Haaren und weißem, völlig bartlosem Gesicht. Obgleich so verschieden, waren die beiden letztern auch Söhne Zio Vakis und Zia Bisaccias. Die beiden ersteren kamen zu dem kleinen Mann und klopfen ihm mit kindlicher Zärtlichkeit auf den Kopf und die Schultern; er empfing sie fast förmlich und lud sie zum Sitzen ein — freilich mehr durch Zeichen als durch Worte.

„Wenn meine Frau wach wird und herunterkommt, so verjagt sie uns alle mit dem Besenstiel. Setz Euch, aber... ganz still!“

„Ach, mit dem Besenstiel! Mit der Art!“ — sagte Basilio.

„Wer ist der junge Mensch?“ fragte der Bärtige.

„Der Knecht Melchior Cartas.“

„Nun, Bursche, wie steht's mit deinem Herrn?“

„Auf zwei Füßen!“

„Ich meine, wie es mit seiner Liebe geht? Es scheint wirklich mit den Füßen.“ Alle lachten. Der Trunkene rührte sich nicht; er schlief und schnarchte.

Die Brüder bereiteten nun ein Nachtmahl. Wenn die Mutter die traditionellen Maccaroni gekocht und das Weihnachtsschlamm versteckt hatte, um den heiligen Abend zu respektieren, so brachten sie ja heimlich zwei andere Lämmer aus dem Schaffstall mit und wußten auch das Mittel, den Freunden Wein anzubieten und Käse, weißes Brot, ja sogar Raffee und eine Schüssel goldgelber, noch frischer Trauben — von denen Basilio geschickt eine beiseite brachte und in seinen Rucksack warf.



Zu beiden Seiten des Herdfeuers steckten die Lämmchen an großen, schwarzen Bratspießen und fingen an, sich zu bräunen; das Fett tropfte auf die Glut, aus der Bratenduft und dichter Rauch aufstieg. Zio Bakis erzählte andere schlaue Geschichten, bis man ihn allein ließ, als Wache für die Lämmer und den betrunkenen Sohn. Die andern Söhne mit ihren Gefährten gingen zur Messe, und Basilio ging eine Strecke Weges hinter ihnen her.

Die Nacht war klar und sehr kalt; noch immer blies die Tramontana, und die Sterne funkelten.

Der kalte Wind rüttelte Basilio aus der angenehmen Stimmung auf, in die Zio Bakis Geschichten und das in Aussicht stehende Festmahl ihn versetzt hatten; doch nicht minder lebhaft, wenn auch gänzlich verschieden, war das Vergnügen, das er empfand, als er sich geschickt von den vier jungen Leuten fortmachte und dahin zurückkehrte, wo er schon vor drei Stunden gewesen war. Und doch — als er sich Paskas Hause näherte, erfaßte ihn eine seltsame Verwirrung. Würde sie herunterkommen, ihm aufzutun? Sollte er sie wirklich wiedersehen, bald, nach hundert, nach fünfzig, nach zwanzig Schritten? Er zählte sie, und beim Klang seiner Nagelschuhe schlug ihm das Herz.

Wenn es mehr als zwanzig Schritte sind, wird sie aufmachen; wenn nicht — nicht! dachte er.

Und es waren mehr als zwanzig, denn er wollte es ja und machte ganz kleine Schritte: und sie öffnete.

Sie zog ihn herein und schloß die Tür. Von oben herab fiel das Licht über die hohen weißen Wände, die bläulichen feuchten Schieferstufen, neben denen ein dunkles Geländer sich in schwindelnden Windungen verlor. Feuchte Kälte herrschte in dem Hausflur, der aussah wie die Tiefe eines Abgrunds, und Basilio, der in die Höhe schaute, um die unsichtbare Lampe zu entdecken, von der das blasse Licht ausging, empfand Furcht und dachte

unwillkürlich, daß der leuchtende Horizont des Monte Bidde ihm lieber wäre, um Paskas Gesellschaft zu genießen. Dort würden sie an Abhängen stehen, die ihm weniger schrecklich dünkten als dieser städtische Schlund, der gewiß allerlei Hinterhalt in seiner Tiefe barg. . . . All das empfand er verworren in seinem bewegten Herzen, und vielleicht war es gerade die gewaltige Freude, die fast in Beklemmung umschlug. War dies doch sein erstes zärtliches Stelldichein! Denn wie er geahnt, ermutigte Paska ihn und erwiderte mit geschickt gespielter Naivetät seine ersten, stammelnden Liebesworte.

Sie erschien als ein entzückend verliebtes Mädchen, und in seiner Trunkenheit erwachte in Basilio plötzlich eine ihm ganz neue Vorstellung: die, groß zu sein, ein fertiger und starker Mann; sie gegen alle beschützen, allen streitig machen zu können, die kleine Göttin, die er in seinen starken Armen emporheben mußte, um sie an die junge klopfende Brust zu drücken.

Dazwischen sagte er ihr dann alles, was sie aus ihm herausholen wollte, über Melchior und den Sohn Zio Bakis', der bei ihnen verkehrte, wann und zu welchen Stunden er in ihrer Hütte zu weilen pflegte, und wie er allerlei Gaben brächte, die nach Diebstahl röchen.

„Das ist nichts,“ sagte sie nachdenklich. „Er stiehlt Rinder und Ochsen! . . . Ach ja! er ist der Sohn seines Vaters. Glaubst du vielleicht, daß Zio Bakis seinen Reichtum durch die Arbeit erworben hat?“

Basilio dachte an die Geschichte von dem geraubten Ferkel.

„Ja, ja!“ sagte er, schlau lächelnd.

„Und mein Vetter geht oft mit dem jungen Menschen? Gehen sie zusammen aus?“

„Ja!“ antwortete er — und es war doch nicht wahr.

„Sie werden wohl Gemeinschaft machen und zusammen stehlen.“

„Sicher!“ bestätigte er und log.



Er log — und doch meinte er die Wahrheit zu sagen, so daß er, von ihr gedrängt, gänzlich unwahre Vorgänge erzählte, in denen Melchior als ein erbärmlicher, unredlicher Mensch erschien. Glaubte sie das, oder glaubte sie es nicht? Im Grunde nicht; aber sie sowohl wie Basilio verspürten das Bedürfnis, sich Melchior zu entledigen, und da sie dies auf andere Weise nicht vermochten, suchten sie durch ihre Lügen seinen Ruf zu vernichten.

Als es ihr an der Zeit schien, schickte sie den jungen Liebhaber fort; doch um ihn daran zu erinnern, daß sie sich trennen mußten, mußte sie ihn förmlich aufrütteln aus der Trunkenheit, in die sie ihn versenkt hatte.

„Werden wir uns wiederssehen?“ fragte er traurig.

„So oft du willst.“

„Ich will immer!“ — rief er feurig. „Aber der Herr läßt mich nicht gehen.“

„Er läßt dich gehen, ich sage dir, er wird dich gehen lassen! Du kannst ganz ruhig sein.“

Sie begleitete ihn an die Tür, klopfte ihm schmeichelnd auf den Rücken und wiederholte affektiert:

„Wie groß du geworden bist in wenigen Monaten, mein Schatz, wie groß du geworden bist! Addio.“

Er umarmte sie noch einmal und ging, betäubt von Freude und Pein und bereits auf eine Gelegenheit denkend, baldigst zu einem neuen Stelldichein zu kommen.

Er trat zu Zio Bakis in die Küche, bevor die jungen Leute aus der Messe zurück waren. Die Lämmer waren fertig gebraten, und die braune Kruste glänzte von Fett in dem schwachen Schein des zu Blut herabgebrannten Feuers. Der Betrunkene schlief noch immer. Und in dem warmen Halbdunkel und dem duftenden Bratendunst hielt das Männchen Wache — ein wenig ängstlich jetzt, da es ihm schien, als ob es im Innern des Hauses Geräusch höre.

„Und die andern?“ fragte er Basilio leise.

„Was für andere?“

„Meine Söhne mit ihren Freunden.“

„Ach!“ sagte Basilio, sich erinnernd.

„Was hast du im Kopf, Bursche? Bist du nicht in der Messe gewesen?“

„Doch... doch... aber dann habe ich sie aus dem Gesicht verloren.“

„Du scheinst müde zu sein.“

„Müde? Ja, vielleicht bin ich müde.“

„Vielleicht? So leg' dich doch hin.“

Basilio fühlte ein heftiges Verlangen, allein zu sein, sich in sich selbst zu verschließen, nachzudenken, beim Nachdenken sich zu erinnern und im Erinnern die Glückseligkeit wieder zu durchleben, die er wenige Augenblicke zuvor genossen und die doch schon fern und unbestimmt erschien wie ein Traum.

Mit Freude nahm er den Gedanken auf, sich niederzulegen um die Augen zu schließen und sich schlafend zu stellen.

„Nimm dir den Sack da,“ sagte Zio Bakis.

Er nahm den Sack, breitete ihn auf die Erde und warf sich darauf, das Gesicht in den Armen verbergend. Er machte die Augen fest zu und sah alsbald den von oben beleuchteten Flur, fühlte Paskas biegsame Gestalt in seinen Armen, ihre warmen Lippen auf den seinen und empfand ein leidenschaftliches Glück, weit inniger und tiefer, als er es in der Wirklichkeit empfunden hatte. Aber gleichzeitig erfaßte ihn ein heftiges Verlangen und die sehnende Hoffnung, Paska bald wieder zu sehen, sie in Wirklichkeit so wieder zu haben, ein Verlangen, das ihm fast den Atem ver setzte. Das Herdfeuer machte ihm heiß, und sein Herz pochte heftig; er wendete sich auf den Rücken, presste die Hände auf die Augen und spann seinen Traum weiter, seine Erinnerung, sein sehnfüchtiges Verlangen. Paska war immer bei ihm; er sah und spürte ihre Augen, ihr Gesicht vor sich, sprach zu ihr und sagte



ihr Dinge, die er ihr in Wirklichkeit nicht gesagt hatte, noch je sagen würde. Sein Glück war so innig, so heiß sein Verlangen, daß ihm Tränen in die Augen kamen; er wischte sie ab und bemerkte erst da, daß Zio Bakis' Söhne heimgekommen waren und beim Schmause saßen.

„Junger Mensch,“ sagte der Kahle, als er sah, wie er sich regte, „steh auf und is!“

Basilio richtete sich ein wenig auf und sah, wie die jungen Leute, nachdem sie die Lämmer auf dem hölzernen Fleischbrett zerlegt, gierig aßen, das Fleisch in Händen haltend und große Stücke mit den Zähnen abreißend.

Das saftige Mahl erschien Basilio widerlich im Vergleich zu seinem glückseligen Traum; er streckte sich wieder hin und schloß die Augen. Doch vermochte er nicht, sich wieder so abzuschließen wie vorher; durch seinen Traum drang das leise Schwagen und Lachen der Zechenden, das Klirren der Flaschen und Gläser und das Schnarchen des Betrunknen. Auf einmal hörte dieses auf, der Schläfer reckte sich, gähnte und fragte, ohne die Augen aufzutun:

„Wieviel Uhr ist es? Wird es schon dunkel?“

Die andern lachten; er versuchte, sich aufzurichten, fiel aber wieder hin.

„Wo seid ihr, meine Brüder? Ich sehe euch nicht. Wo bin ich?“

„Du bist betrunken,“ antwortete einer der Brüder. „Schlafe nur!“

„Ich betrunken? Ich?“ schrie er und stützte sich auf seine Fäuste. „Wer bist du?“ Seine geröteten Augen blickten stumpf und doch drohend.

„Still! Wenn deine Mutter wach wird!“ sagte Zio Bakis.

„Meine Mutter? Wer ist meine Mutter? Wo ist sie? Laßt sie doch kommen! Ich habe weder Mutter, noch Vater, noch Brüder; ich habe nur Feinde!“ Er streckte die Faust aus, und da diese Stütze fehlte, fiel er wieder hin. „Ich habe nur einen Bruder, aber der ist

nicht hier, der ist fort, verbannt. Wo bist du, mein Bruder, Brüderchen, wo bist du?“

Er fing an zu schluchzen und laut nach seinem verbannten Bruder zu rufen.

„Zum Teufel der Wein und wer ihn dir gab!“ fluchte der Kahle, warf sich auf ihn und hielt ihm den Mund zu. — „Schweig, oder, bei Gott, ich erwürge dich!“

Der Trunkene röchelte, aber er leistete keinen Widerstand und schlief allmählich wieder ein. Doch die Erwähnung des fernen Bruders schien die Fröhlichkeit der Zechgenossen zu trüben; sie hörten auf zu essen und sprachen betrübt von dem Banditen.

„Gestern hat man ihn bei den Carta gesehen, das hat mir der Bursche da gesagt,“ sagte Zio Bakis, auf Basilio deutend.

„Sie werden sich über Paska Carta unterhalten,“ sagte der junge Bärtige spöttisch.

Warum? dachte Basilio bei sich.

Zio Bakis seufzte und schimpfte über Paska.

Warum? Warum? wiederholte Basilio und erwachte aus seinem Traum.

„Um der Sache willen ist mein Sohn ins Unglück gekommen. Er stahl zu Hause, um den Weibern Geschenke zu machen, und wer zu Hause stiehlt, der stiehlt auch draußen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt, scheint es, hat er sie aufgegeben,“ sagte einer der Brüder.

Und der andere: „Oder sie ihn! Auf den gefällten Baum schlägt ein jeder mit der Art.“

„Gebt acht, wie es Melchior Carta gehen wird! Der Dummkopf kann ihm keinen Schaden tun.“

„Was weißt du davon,“ sagte der Kahle geringschätzig. „Wenn die da... Liebhaber zu Duzenden hat. Nicht mit meinem Bruder allein hinterging sie ihn, und nicht feinnetwegen hat sie jenen aufgegeben!“



„Aber wenn er doch sie aufgegeben hat?“

„Wer, Melchior?“

„Nein, mein Bruder.“

Basilio erbebte: grausam wurde sein Traum zerstört, das schöne Bild Paskas verdunkelte sich, das kleine strahlende Gesicht bedeckte sich mit all dem Ruß der Küche Zia Bisaccias.

Aus dem süßen Rausch seiner Erinnerungen versank er mit einemmal in beängstigende Leere; er gedachte seiner ersten instinktmäßigen Eifersucht und begriff jetzt, daß er nicht nur die Herren hassen mußte, sondern auch die Bauern, die Hirten — jeden Lump!

In einem Augenblick durchzuckten ihn tausend bittere, verworrene Gedanken; er verspürte das Verlangen, aufzustehen, den Verleumdern seiner Paska ins Gesicht zu spucken — und dann hinzueilen, an ihre Tür zu pochen und ihr zuzurufen:

„Ist es wahr, daß du mit allen liebelst? Auch mit den Spitzbuben?“

Doch er rührte sich nicht.

Hatte er geträumt? Er rief sich ihr Beisammensein in allen Einzelheiten zurück, fühlte den heißen Ruß Paskas auf seinen Lippen, erzitterte und hätte weinen mögen.

War es denn möglich, daß all das, dessen er sich erinnerte, wirklich geschehen war? Ja, es war möglich, es war die Wahrheit, und gerade weil es die Wahrheit war, mußte auch all das Böse, das sie von Paska erzählten, wahr sein.

Aber weshalb liebelte sie auch mit ihm? Zu welchem Zweck? Er dachte scharf nach, wie ein erfahrener Mann. Weshalb auch mit ihm? Er war ein armer Bursche, ohne Zukunft; er hatte weder Schafe, noch Geld, noch irgend etwas anderes, das er ihr schenken konnte. Warum also sollte sie ihn täuschen, wenn sie ihn nicht ein wenig gern hatte?

Nein, sie verleumdete sie. Vielleicht hatten die

jungen Leute ihn bei ihr eintreten sehen und sagten das jetzt aus Neid, damit er es höre und leide.

Wie ein Kind redete er sich vor: Aber ich schlafe ja und höre gar nichts! und er lag still, mit klopfenden Schläfen und litt tiefe Qual.

Die jungen Leute bereiteten den Raffe und gingen dann schwankenden Schrittes fort; Basilio hörte sie in der Ferne singen.

Zio Bakis öffnete die Tür, damit die frische Luft den Dunst und Eßgeruch vertreibe und brachte die Küche in Ordnung.

So vergingen einige Stunden. Durch die Tür schimmerte das Frühlicht eines kalten Wintertages. Zio Bakis' Söhne kamen heim und warfen sich zum Schlafe nieder. Basilio schlief nicht; alle seine Glieder schmerzten ihn, und sein Kopf war müde vom Denken. Endlich verfiel auch er in den Schlaf der Erschöpfung. Da sah er Paska wieder vor sich, süß und zärtlich wie zuvor; ihr Gesichtchen strahlte, und die warmen, roten Lippen drückten sich auf die seinen. Welche Seligkeit! Das war wie der warme Mittag auf dem Berge, wie das helle, heimliche Flimmern der Sonnenstrahlen, wie der schmeichelnde Duft der Kräuter und die linde Erschlaffung der Muskeln, das Umherschweifen der irrenden Psyche zwischen Traum und Wachen, die Wonne des Traums mit der Erinnerung verwoben.

Ein heftiger Stoß, eine Stimme weckte ihn.

„Was ist?“ fragte er, die schweren Lider hehend.

„Steh auf und geh, es ist Zeit!“

Die vom Schlaf umflorten Augen gewahrten mit Staunen die unfreundliche Gestalt Zia Bisaccias, die aufrecht unter all den schlafenden Männern stand.

„Hast du nicht gehört? Es ist Zeit zu gehen.“

„Ich gehe, ich gehe schon,“ erwiderte er erschrocken.

Er erhob sich und machte sich schleunigst fort. Die Morgendämmerung warf einen grauen Schimmer über



den Hof; der Boden war hart gefroren, und der Himmel hing tief herab in gleichförmigem Weiß. Basilio erschauerte und empfand ein unsägliches Unbehagen bei seinem Erwachen zur rauhen Wirklichkeit und der Erinnerung an das, was die jungen Leute von Pasta gesagt hatten. Wieder erfaßte ihn das Verlangen, zu ihr zu eilen, um sie wiederzusehen, um zu wissen, zu wissen . . . und auch, um das unaussprechliche Glück wieder zu genießen, aus dem Zia Bisaccia ihn herausgerissen hatte. Weshalb hatte die Here ihn geweckt? Weshalb ließ sie ihn nicht schlafen? Warum war Zio Bafis so tückisch? Und seine Söhne so schlecht? Weshalb konnte Pasta nicht seine Frau werden, jetzt gleich? Warum war es so kalt? Warum war die Welt so häßlich und das Leben so traurig?

„Was machst du noch da?“ schrie die Frau, an die Haustür tretend und ihm seine Tasche reichend. „Geh schnell, sofort, sonst werden deine Herren es mich entgelten lassen. Mache jetzt schnell!“

Ich gehe zu Pasta, dachte er, die Tasche umhängend.

„Ich gehe zur Messe,“ sagte dagegen die Frau; „so können wir ein Stück zusammen gehen.“

Sie hing ihre Tunika um und zog den schläfrigen, traurigen Basilio mit sich. In der Ferne läutete eine Glocke, und hart tönte der Klang in die eisige Luft des trüben Morgens hinein.

Zia Bisaccia geleitete Basilio bis zu der Straße, die ins Freie führte, und kehrte sich nach ihm um, bis er verschwand.

Wie von ihrem Willen getrieben, ging er geradeswegs weiter, sah nicht zurück und kehrte nicht um; aber sein Herz schwamm in einem Meer von Bitterkeit.

Aus seinen vor Kälte, Schlaf und Schmerz schweren Augen rannen große Tränen; sie nesten seine Lippen und schmeckten bitter.

Stumm und lässig stieg er bergan, unter dem traurig weißen Himmel, der Schnee verkündete; die Abhänge waren weiß bereift und die Sträucher längs des Weges starr vor Frost — desselben Weges, den er am Abend vorher jubelnden Herzens hinabgesprungen war. Von Nuoro kamen schwache, vereinzelte Töne der Morgenglocken.

Oben, hoch oben, als seine Kehle trocken war und er doch kein Wasser trinken mochte, erinnerte Basilio sich der gestohlenen Traube, die Zia Bisaccia gewiß nicht entdeckt hatte. Er holte sie hervor, und da sie von dem Futter der Tasche beschmutzt war, bückte er sich über den Bach und tauchte sie zweimal hinein; dann brachte er sie an den Mund und pickte sie ab. Jede goldene, klare Beere spiegelte sein Bild wieder: ganz klein, nur mit großer Nase und Lippen; sie waren süß und kalt und erfrischend — aber auch das löste die Bitternis des kleinen Herzens nicht.

## IX.

Als er daheim anlangte, waren seine Herren zum Aufbruch bereit. Melchior hatte schon auf ihn gewartet und sich über sein langes Ausbleiben geärgert.

Sobald er ihn sah, rief er ihm zu:

„Hättest du nicht noch etwas länger zögern können, Füchselein? Hättest du noch nicht genug Vergnügen gehabt? Wenn ich das gewußt hätte!“

„Es scheint Schnee zu geben,“ entgegnete Basilio; „ich dachte, Ihr würdet nicht hinuntergehen. Bei Zia Bisaccia haben sie die ganze Nacht gefeiert und mich gar nicht schlafen lassen; ich bin so müde, daß ich kaum noch herkommen konnte.“

„Du Armster!“ sagte Melchior spöttisch und half dem Alten auf's Pferd.



„Nun, jetzt kannst du ja von der Nachtschwärmerei ausschlafen: hernach werden wir Abrechnung halten!“

„Wenn Ihr hinuntergeht, so werdet Ihr wohl nicht heute abend zurückkommen, Zio Pietro. Ihr sollt sehen, es gibt Schnee.“

„Laß es schneien,“ sagte Zio Pietro im Sattel, während Melchior ihm die Steigbügel schnallte.

„Ich werde gewiß nicht die Hand über Euch halten. Gute Reise!“

Melchior schlug mit der Hand auf die Kruppe des Pferdchens, das sich sogleich in Bewegung setzte, und schritt aufmerksam hinterher.

Bald waren sie in dem grauen Lichte verschwunden.

Basilio nahm die Tasche von den Schultern und blieb am Eingang der Hütte stehen; anscheinend gleichgültig pffif er vor sich hin und blickte in die leere Ferne. Der Himmel schien sich immer tiefer zu senken und mit seinem trüben Weiß die Gipfel der Riffenberge zu verschlingen; die feuchten Felsen bei der Hütte und der düstere, schweigende Wald standen wie in Erwartung da. Nur hin und wieder das Geklingel der Ziegen und das Meckern der ersten jungen Zicklein, das wie Rinderweinen klang.

Ob er wohl heute kommt, sagte Basilio für sich und dachte an den Banditen. Mag er sie verlassen haben, oder sie ihn — ich hasse ihn! Und ich werde es Zio Melchior sagen, daß sie auch mit dem geliebt hat. Doch was kann mein Herr ihm tun? Was er ihm tun kann, dachte er einen Augenblick später, das weiß ich!

Gegen zehn Uhr fing es wirklich an, dicht zu schneien. Alle Berge und Hügel verschwanden. Und Felsen und Sträucher, der Wald und die Hütte wie die Hürde nahmen schweigend die dichte weiße Hülle auf. Das Gemecker der Zicklein klang noch kläglicher.

Basilio lief den Abhang hinab zu den Ziegen, auf deren warmem Fell die weißen Flocken bald schmolzen,

und trieb die jungen unter das Laubdach, das neben der Hürde für sie errichtet war.

Von den Müttern gefolgt, sprangen sie unter das schützende Dach und drängten sich alle beisammen an den Ausgang; eines auf dem Rücken des andern, standen die zierlichen schwarz und weißen Zicklein, mit den großen Augen umherschauend.

Basilio kehrte in die Hütte zurück; die Kase schloß, der Hase blickte stet in die Ferne, und der Hund stand am Eingang und bellte die Schneeflocken an, welche der Wind ihm ins Gesicht trieb.

Und der Schnee fiel immerzu, in schrägen, gleichmäßigen Linien auf dunstig weißem Hintergrund.

Heute wird Zio Pietro nicht wieder heraufkommen, dachte Basilio. Und da er sah, wie der Schnee immer dichter fiel, warf er sich den großen Mantel über den Kopf, nahm die Axt und ging wieder hinaus. Er trieb die nassen Ziegen, die gegen das reine Weiß des Schnees schmutziggelb aussahen, in die Hürde hinein und schloß die Tore. Dann ging er in den Wald und stieg auf die Steineichen, um Zweige abzuhacken, mit deren Laub die Herde während des Schnees gefüttert wurde.

Durch das tiefe Schweigen des Waldes erklang dumpf der Schlag der Axt, und bei diesem Klang, der rings im Kreise widerhallte, als ob nicht eine, sondern sechs Axt bei der Arbeit wären, fanden zwei Karabinieri die Richtung wieder zur Hütte der Carta. Blond und frisch kamen sie in Felddausrüstung, mit feuchten Gamaschen und Patronentaschen durch den Wald. Als Basilio sie sah, empfand er Furcht: seit mehreren Stunden wälzte er so finstere, schlimme Gedanken im Kopfe, daß er sich beklemmt fühlte wie ein Missetäter; dann aber erriet er den Zweck, zu welchem jene zwei stattlichen jungen Männer mit dem kalten, tückischen Blick und den großen, blauroten Händen daherkamen, und sein Herz schlug heftig:



Es war Freude, Sorge, Hoffnung, Furcht! Dennoch traf die Art fest auf den krachenden Stamm und brachte ihm eine gelbe Wunde bei.

Die Karabinieri kamen bis an den Baum und blickten hinauf. Einige Späne fielen ihnen auf die Köpfe.

„Guten Tag!“ sagte Basilio dann, hielt die Art an den Stamm und stellte sich aufrecht, die Füße auf zwei Äste gestützt und nach unten blickend. „Wen suchen Sie?“

„Wer bist du?“

Er dachte, wenn er einen beliebigen Namen nenne, so würden sie weitergehen. Aber er wollte ja das Gegenteil, und so sagte er:

„Basilio Serra, der Knecht Melchior Cartas.“

Sie wechselten einen schnellen Blick.

„Komme sofort herunter und führe uns zu deinem Hause.“

Er stieg herab, lud die Zweige auf die Schulter, schleppte die großen Äste hinter sich her und führte die beiden durch das immer dichtere Flockengewimmel nach der Hütte.

Dort wärmten sie sich, trockneten ihre Kleider und blickten hartnäckig durch die Türöffnung hinaus, doch so, daß sie von außen nicht gesehen werden konnten. Sie geboten Basilio, sich ganz ruhig zu verhalten. Er gehorchte, setzte sich still in einen Winkel und streckte seine schmutzigen Schuhsohlen gegen das Feuer. Um sich über die peinliche Erwartung hinwegzutäuschen, nahm er den Hasen zwischen die Knie und ließ ihn Männchen machen.

Die Karabinieri warfen ihm dann und wann einen kalten, geringschätzenden Blick zu, richteten aber kein weiteres Wort an ihn; sie dachten sicher nicht, daß der, den sie für einen großen dummen Jungen hielten, ganz genau wußte, weshalb sie gekommen waren, wen sie suchten und weshalb sie durch das stille Schneegestöber hinausblickten.

Nach einer langen Stunde Wartens sah er, wie sie einander einen schnellen Blick zuwarfen, sich mit einem Rasensprung zurückzogen und zu beiden Seiten des Eingangs an die Wand drückten.

Da ist er! dachte Basilio, warf den Hasen hinter sich und lockte den Hund herbei, damit er nicht belle.

Zia Bisaccias Sohn kam mit großen Schritten, ein wenig vornüber gebeugt, heran; seine Füße sanken in den bereits hochliegenden Schnee. Er hatte Rebhühner gejagt, weit, weit auf dem südwestlichen Abhang, wo er auch eine Wildsau aufgespürt, welche ihre eigenen und die Jungen einer andern Sau säugte, die einige Tage vorher erlegt worden war, und er kam jetzt mit der frohen Hoffnung, sich am gastlichen Feuer zu wärmen, die Rebhühner daran zu braten und mit Basilio Karten zu spielen.

Bei der Hütte angelangt, richtete er sich gerade, schüttelte den Schnee vom Rücken, stieß ihn mit dem Fuße von der Schwelle fort und trat ein.

„Im Namen des Gesetzes, ich verhafte dich“ — sagte der Karabiniere zur Rechten und packte ihn beim Arm. Er riß die Augen auf, erbleichte und machte eine unwillkürliche Bewegung zur Flucht; aber auch der andere Gendarm warf sich auf ihn, und plötzlich fühlte er an den Handgelenken etwas, das noch kälter war als der Schnee: Handschellen.

„Legt mir doch auch einen Strick an!“ sagte er höhniisch und schüttelte die gefesselten Hände. „Es ist ja Giovanni Tolu, der berühmte Bandit, den ihr verhaftet! Ihr werdet die Medaille bekommen!“

„Vorwärts!“ sagte der eine Karabiniere und schlug ihm mit dem Gewehrkolben auf die Hüfte.

„Hast du den Spion gemacht, Schuft? Das sollst du mir bezahlen!“ rief der Bandit Basilio zu.

„Vorwärts! Vorwärts!“

Rauh drängten sie ihn hinaus.



„Hol' euch der Geier!“ schrie er, und ohne sich umzuwenden, ohne auf Basilios Beteuerungen zu achten, ging er fort.

Basilio sah die drei Gestalten in dem Schneetreiben verschwinden; dann setzte er sich wieder hin und sprach mit sich selbst.

„Ach was, Spion! Seine Schuld war's, daß er herkam! Zio Melchior hätte es geradeso gemacht wie ich, genau ebenso. Übrigens gut gegangen ist's! Sehr gut!“

Und als ob er eine Pflicht erfüllt hätte, kehrten seine Gedanken nun wieder zu Paska zurück. Draußen meckerten die Zicklein fortwährend wie Kinder, die Kälte und Hunger leiden.

Melchior, der allein heraufkam, fand Basilio fest schlafend, die Füße gegen das halberloschene Feuer ausgestreckt. Raub stieß er ihn an und weckte ihn; eine düstere Flamme leuchtete in seinen Augen.

„Hast den Spion gemacht heute, du Fuchs ohne Schwanz? Du bist auf schlechtem Wege. Hüte dich, Bursche!“

„Den Spion? Ach was, Spion!“ Mit anscheinender Aufrichtigkeit erzählte er, wie die Sache zugegangen war; er benutzte aber auch gleich die Gelegenheit, um seinem Herrn zu sagen, was Zia Bisaccias Söhne und ihre Kameraden die vorige Nacht über Paska erzählt hatten und auch über ihre Liebelei mit dem Banditen.

Melchior erbehte innerlich; manche Einzelheiten fielen ihm ein, die er vorher nicht beachtet hatte; er machte Basilio keinen weiteren Vorwurf, aber er war nun achtsam, mißtrauisch.

Es schneite den ganzen übrigen Tag und auch die Nacht durch; er schlief wenig und sprang bei jedem leisen Geräusch auf, das meist von einem unter der Last des Schnees brechenden Aste herrührte.

Er dachte an Zio Pietro, der der wenig zärtlichen

Fürsorge Zia Bisaccias überlassen war; er fürchtete, daß die Karabinieri kommen würden, um auch ihn abzuführen, weil er den Banditen beherbergt hatte. Und welchen Banditen! Er verspürte einen tiefen Groll gegen ihn: sie hatten zusammen gegessen und getrunken und gelacht; aber wer mochte sagen, ob der letzte Geliebte Paskas in sein fröhliches Lachen nicht auch den mit einschloß, der ihm Obdach und Schutz gab? War das nur möglich? O ja, alles war möglich! Melchior erkannte, welch ein Gemisch von Tücke und Treulosigkeit das menschliche Herz ist, und er fühlte in seinem Kopfe, hinter der Stirn, im Nacken, in den Ohren, wie sein Blut kochte bei dem Gedanken, daß er Gefahr lief, seine Freiheit einzubüßen wegen eines, der vielleicht die Hauptursache seines Liebeskummer gewesen war.

Dem in jener Nacht wurde es ihm klar, daß sein Kummer noch immer währte; daß, während er sich selbst zu täuschen suchte, indem er Ruhe und Vergessen heuchelte, im Grunde seines Herzens jene Leidenschaft ihn noch immer quälte.

Er dachte auch an die Drohungen Paskas; deutlicher und begründeter fühlte er die peinliche Unruhe nach, die er eines Morgens bei der Rückkehr von Nuoro empfunden, und er suchte den Zusammenhang zwischen jenen Vorkommnissen und der Verhaftung des Banditen. Sicher unterhielt dieser damals ein Liebesverhältnis mit Paska, und er selbst hatte ihn durch Zia Bisaccia warnen lassen.

Ein stärkeres Geräusch ließ ihn aufspringen: er hörte das Fallen eines schweren Gegenstandes auf dem weichen Schnee. Unwillkürlich mußte er denken, daß auch der junge Freund so gefallen sei wie ein Ast auf den Schnee und daß es Paska gewesen, die ihn zu Falle gebracht und die gedroht hatte, auch ihn zu Fall zu bringen!



Bei diesem Gedanken erbehte er vor herber Freude bis in den Grund seines Herzens; doch das war nur ein Augenblick! Dann umfing ihn wieder unermessliche Trauer: die klare Stimme des Instinkts erklang in der Tiefe seiner Seele und verkündete ihm düstere Dinge.

In Nuoro hatte man ihm heimlich anvertraut, über Paska ginge das Gerüde, daß sie in sehr intimen Beziehungen zu ihrem Herrn stände, der sich manchmal von ihr leiten ließe. Wenn er aber — wie dies häufig vorkäme — betrunken wäre, dann schlug er sie und zwänge sie, auf allen Vieren und mit aufgelöstem Haar durch die Zimmer zu kriechen, den kleinen Efsio auf dem Rücken, der sie peitschte wie ein Füllen.

Die Hausfrau schwiege dazu, aus dummer Gutmütigkeit oder aus Furcht vor ihrem Manne, der sie schlug wie die Magd.

Melchior hatte beim Anhören dieses Gerüdes äußersten Widerwillen verspürt; er hatte es nicht geglaubt, aber — so erklärte sich vielleicht der merkwürdige Einfluß, den Paska ausübte.

So tief gesunken ist sie sicher nicht, dachte er. Vielleicht blendet sie ihren Herrn nur, um zu ihrer Rache zu gelangen. Wenn es wahr ist, daß mein Freund sie verlassen hat, so mag seine Verhaftung wohl ihr Werk sein. Ich habe ihr Schlimmeres zugefügt, habe also auch Schlimmeres zu erwarten.

Nachdem Basilio die ganze Nacht geschlafen und geschnarcht, erhob er sich beim Morgengrauen. Melchior wachte noch immer, bleich und müde; er verspürte ein so gewaltiges Bedürfnis zu schlafen, daß er sein Gewehr zur Hand nahm und kurz und bündig zu dem Hirten sagte:

„Jetzt lege ich mich schlafen, dies hier neben mir. Gib wohl acht, wenn mir etwas geschieht, so schieße ich dich nieder, sobald ich die Augen aufthue.“

„Tut, was ihr wollt. Ich gehe und kehre den Schnee

aus der Hürde. Wenn Euch durch meine Schuld etwas widerfährt, so schießt mich meinetwegen nieder.“

Melchior streckte sich aus, den kalten Gewehrlauf fest in der Hand. Basilio ging hinaus. Es hatte aufgehört zu schneien, aber der Himmel blieb weiß, einförmig, der Horizont von dichten Dünsten verhüllt.

Mit der Erinnerung an Paska war Basilio eingeschlafen und aufgewacht, und an sie denkend, trat er jetzt in die Hürde, wo die natürliche Wärme der Ziegen den Schnee in Rot verwandelt hatte; mit den Hüften die armen halberfrorenen Tiere fortdrängend, segte er den Platz so gut wie möglich. Die Zicklein meckerten wieder und steckten ihr Schnäuzchen durch die Zweige des Schuttdaches. Auch die alten Ziegen meckerten, und Basilio redete ihnen zu, bald böse, bald schmeichelnd.

Und wenn nun die Karabinieri kämen und auch ihn festnahmen, was für Schuld hätte ich daran? dachte Basilio. Könnte ich nicht gerade fort sein, um Laub zu holen, und gar nicht mehr Zeit haben, ihn zu warnen? Aber . . . nachher? Nein, das kann mir gar nichts nutzen. Wenn ich nicht gleich einen andern Herrn fände, müßte ich vielleicht in mein Dorf zurück. Und dann? Und sie?

Plötzlich lachte sein ganzes Gesicht: ein herrlicher Gedanke war ihm gekommen und verjagte seine trübe Stimmung.

Jetzt, wo der Herr Angst hat, wird er nicht mehr nach Nuoro gehen. Er wird mich schicken, und ich werde sie alle Tage sehen. O, was für ein Glück! Seine Augen leuchteten, als ob der ganze weiße Berg sich unter der Frühlingssonne in eine blumige Wiese verwandelt hätte. Er würde jeden Tag Paska sehen! Der Bandit war im Gefängnis — zu Recht oder Unrecht, das war ihm gleich, und Melchior — mochte er noch an seine Base denken oder nicht — hatte Angst!



Er würde also Paska jeden Tag sehen, ohne alle Sorgen und Befürchtungen — war er nicht glücklich?

Er war es diesen ganzen Tag und die folgenden.

Bald warfen die Ziegen glücklich ihre Jungen, die durch die fette, nahrhafte Milch bald kräftig wurden und munter umhersprangen.

Wie stets im Nuoresischen, hielt der Schnee nicht lange an: zuerst ein tüchtiger Regenguß, dessen Tropfen große Löcher in den bereits aufgeweichten Schnee, machten, dann der von den Bewohnern pappa nie (der Schneefresser) genannte Wind schmolzen ihn. Im Walde fiel er in Haufen herunter, und nur noch hier und da, auf den dicksten Ästen blieb ein wenig festgefrorener zurück. Und dann erschien eines Tages die Sonne, und der Himmel wölbte sich wieder in leuchtendem, doch kaltem Blau über die glänzenden Zacken der fernen Berge.

Da bestieg Basilio eines Abends das Pferdchen, um andern Morgens Zio Pietro nach Hause zurückzubringen. Er hatte sich nicht getäuscht: Melchior hatte Angst. Nachts erwachte er beim geringsten Geräusch, und bei Tage spähte er mißtrauisch in die Ferne. Selbst nach Nuoro hinabzureiten, schien ihm nicht einmal in den Sinn zu kommen. Basilio machte sich also frohen Herzens auf, in der sichern Hoffnung, die Geliebte wiederzusehen.

Wirklich sah er sie während dieses Winters oft. Nachdem Zio Pietro zurückgekehrt war, blieb er ruhig zu Hause. Melchior schien sich zwar mit der Zeit ein wenig zu beruhigen, doch immer noch kein rechtes Vertrauen zu haben; er schickte also Basilio mit der Milch nach Nuoro. Da es spät Tag wurde, molk man die Ziegen abends und brachte die Milch auch abends hinab, damit Zia Bisaccia sie am Morgen rechtzeitig verkaufen konnte. So verbrachte Basilio meist die Nacht in Nuoro.

Manchmal, wenn er heimkehrte, strahlten seine Augen vor Freude in der Erinnerung an das letzte Zusammensein mit Paska; häufig aber hatte diese Freude einen recht herben Nachgeschmack. Dem sorglosen Rausch der ersten Zeit folgte bald ein durch den Gedanken an die Zukunft sehr getrübtet Glück. Der Mann erwachte in ihm. Maßlos verliebt in Paska, hatte er nur das Verlangen: sie zu seiner Frau zu machen, und doch erkannte er so klar wie nie zuvor, daß seine gänzliche Armut ihn außer Stand setzte zu heiraten.

Sein Schlaf war nicht mehr ruhig und tief wie früher; düstere Gedanken pochten an seine Schläfen, während draußen der Wind brauste wie tausend tosende Wasserfälle. In solchen Nächten haßte er Melchior, der ihn jetzt ungerechterweise schlecht behandelte; er haßte ihn nicht bloß deswegen und weil er Paskas Geliebter gewesen war, sondern auch, weil er so viel Vieh besaß, so viel Weiden — während er selbst nichts hatte und jenem dienen mußte, um zu leben.

In Zia Bisaccias Hause hörte er mitunter, was man sich alles über Paska erzählte. Von hundert entgegengesetzten Leidenschaften durchtobt — von Eifersucht, Zorn gegen die Verleumder, Ekel, Zweifel, Liebe — sagte er ihr unverhohlen wieder, was er gehört — und ein einziger Ruf von ihr beruhigte ihn wieder; im Grunde aber blieb als bitterer Bodensatz die Eifersucht zurück. Er hätte sie auf der Stelle heiraten mögen, weil er in seiner kindischen Vorstellung dachte, wenn Paska seine Frau sei, würde sie keinen andern Mann mehr ansehen, und das böse Geschwätz müßte dann verstummen.

Dem früheren naiven Geplauder mit Zio Pietro folgten jetzt positive Fragen:

„Ist es wahr, Zio Pietro, daß, wenn ein Hirte vom Militär zurückkommt und nichts hat, die Freunde



ihm jeder ein Stück Vieh schenken und er so zu einer ordentlichen Herde kommt?

„Das kommt darauf an. Wenn es ein ehrlicher junger Mann ist, den man gut leiden kann, so bekommt er viele.“

„Bekamt Ihr denn viele, als Ihr vom Militär zurückkam?“

„Ja.“

„Und dann habt Ihr geheiratet?“

„Dann habe ich geheiratet.“

Ein andermal, da er wieder auf diese Frage zurückkam, vertraute Zio Pietro ihm eine alte Geschichte.

„Höre! Damals hatten mich alle gern. Aber auch ich, ich will mich nicht rühmen, tat niemand etwas zuleide. Als ich in deinem Alter war, war ich auch ein Knecht. Ich hatte eine alte, alte Herrin, und ihr einziger Sohn wurde damals verhaftet und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Meine Herrin wurde vor Kummer krank und fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging. Da sie wußte, daß das Gericht alsdann das ganze Erbe des Sohnes an sich nehmen würde, was tat sie? Sie setzte mich zum Erben ein und starb ruhig, denn ich hatte ihr versprochen, alles dem Sohne wieder zuzustellen, wenn er aus dem Gefängnis käme. Und so tat ich. Da schenkte der Sohn mir zwanzig trächtige Ziegen.“

Basilio dachte an Zio Batis' Ferkel: welch ein Unterschied zwischen dem Männchen mit den blauen Auglein und diesem rechtschaffenen Alten, der seine guten Handlungen so schlicht erzählte.

„Du lieber Himmel!“ rief der Hirt lachend und schlug sich auf die Brust, „ich hätte alles behalten!“

„Und dann?“ fragte Zio Pietro streng.

„Dann hätte ich ein schönes Mädchen geheiratet. Wart Ihr damals schon verliebt? Ach, man sieht es ja, daß Ihr nicht verliebt wart.“

„Siehst du das? Nun, du irrst. Ich war sogar sehr verliebt, aber wenn die selige Maria Grazia mich einer Unehrllichkeit fähig gehalten hätte, so hätte sie mich nicht mehr gewollt.“

„Ist das wirklich wahr?“ Basilio beugte sein Gesicht über den erloschenen Herd; als ob das Feuer hell aufflammte, fühlte er heiße Glut auf seinen Wangen. Er dachte an Paska.

„Wenigstens die Hälfte! Wenigstens die Hälfte, Zio Pietro! Ihr seid dumm gewesen,“ sagte er dann mit falschem Lachen.

„Nichts! Nichts! Die hätte mich dann nicht mehr gewollt.“

„Die Närrin!“ sagte Basilio für sich, und als er hinaustrat, spuckte er aus, ohne daran zu denken, daß er eine Tote beschimpfte.

## X.

Der Frühling kam heran. Dichtes Gras wuchs auf den Hochebenen, und die Weißdornhecken leuchteten fast so hell wie der winterliche Schnee; im Walde erblühten Veilchen, Maiglöckchen und Cyklamen, deren Duft morgens und abends bis zur Hütte drang. Aus jedem Felsen rann ein Wasseräderchen, und aus dem großen Becken ergoß sich ein Bächlein über den Garten, den Melchior aufs neue bestellte.

Den Zicklein wurden einfache hölzerne Maulkörbe angelegt, um sie zu entwöhnen; auch begann der Verkauf derselben, und aus der überreichlichen Milch wurde Käse gemacht. Mit der gehäuften Arbeit hatten die Hirten weniger Muße, sich ihren Leidenschaften hinzugeben. Die Milch konnte wieder in der Frühe gemolken werden, und es war nicht immer Basilio, der die zu verkaufende zu Zia Bisaccia brachte, somit keine nächtlichen Zusammenkünfte



mit Paska mehr. Aber sie ging allmorgendlich zeitig zum Brunnen, um die Stunde, wo Basilio auf den Berg zurück mußte, und dieser hielt dann mit dem Pferdchen wartend am Rande des Weges.

Raum gewährte er sie, wie sie flink daherkam auf der morgenfrischen Landstraße, so legte er einen großen Stein auf das Ende der Pferdeleine und lief ihr entgegen. Das Pferdchen im Auge behaltend, schwast er eine Weile mit dem Mädchen. Mehr als einmal wurden sie beisammen gesehen, und man erzählte sich, daß Paska wieder mit Melchior angebändelt hätte und daß Basilio den Boten mache. So kam es Zia Bisaccia zu Ohren und dann auch Melchior selbst.

„Was ist das für eine Schwindelei?“ fragte er den Hirten. „Was hast du mit der da zu schaffen?“

Da er ihr einen Schimpfnamen gab, stieg Basilio das Blut zu Kopfe, und er schrie:

„Wir lieben einander. Was geht das Euch an? Ich heirate sie.“

Da klärte sich Melchiors Miene auf, und er brach in ein herzliches Gelächter aus. Der andere fühlte aus diesem Lachen eine solche Beringschätzung heraus, daß ihm eine Ohrfeige lieber gewesen wäre.

„Ha ha ha!“ lachte Melchior und schlug sich auf die Hüften. „Ich dachte mir so etwas, aber daß wir so weit wären!... Na, viel Glück, viel Glück!“

Weiter sagte er nichts; er schalt nicht, er jagte Basilio nicht fort, wie dieser befürchtet hatte, er bezeigte gar keinen Groll, er nannte seine Base nie mehr. Aber Basilio sah sich von jenem Augenblicke an mit fortwährendem Spott behandelt, mit absichtlichem Mitleid, mit unverhohlenem Mißtrauen. Er fühlte sich so gedemütigt, daß er fortgehen wollte und heimlich versuchte, einen andern Dienst zu finden; doch niemand bot ihm einen so vorteilhaften, wie sein jetziger es war, und gerade jetzt wollte er doch möglichst viel verdienen und zusammen-

sparen. Seit mehreren Monaten schickte er seiner armen Mutter nichts mehr.

Seine stete, quälende Sorge war, recht viel Geld zu haben, so viel wenigstens, um eine kleine Herde zu erwerben. Doch jede Ziege kostete zehn Lire: wieviel Monate, wieviel Jahre aber mußte er noch dienen, um nur vierzig oder fünfzig von den kleinen, bunten Blättchen mit dem Bilde des Königs in seinem fettigen, ledernen Geldbeutel zu haben, um Paska heiraten zu können!

Auch mußte er noch seiner Militärpflicht genügen, und wenn ihm einerseits die Hoffnung schmeichelte, bei seiner Rückkehr, obwohl er kein Nuorese war, dem alten Brauche gemäß eine gewisse Anzahl von Ziegen zu bekommen, so beklemmte ihn andererseits der Gedanke, Paska zu verlassen und vielleicht von ihr vergessen zu werden.

Mit dem Frühling wuchs seine Liebe wie die Pflanzen auf dem Berge. Die hochroten, fleischigen Blüten des Mooses verliehen selbst den Felsen einen Ton von Leben; an den Abhängen bedeckte der Ginster ganze Striche mit hellem Gold; auf schlankem Stengel schimmerten die Blumen des Asphodelos; es blühte der ganze Wald.

Die neuen Blätter und die zahllosen kleinen Blüten dolden der Steineichen leuchteten in hellstem Gelb mit zartem, grauem Flaum. Der Wald sah aus wie ein riesiger Blumenstrauß, der sich vom azurblauen Himmel abhob. Ein üppiger Hauch ging durch das frische, hohe Gras, in dem die jungen Zicklein umhersprangen, silberne Furchen bildend; einige kranken Ziegen steckten den Kopf tief hinein und fanden mit wunderbarem Instinkt die würzigen Kräuter, die ihr trauriges Dasein verlängerten. Auch Basilio spürte jenen reinen und doch schon glühenden, mit erregendem Wohlgeruch gesättigten Hauch; in den langen Stunden der Siesta streckte er sich wieder in die Sonne wie im vergangenen August, grub seine heißen Hände in das kühle Gras, und schmerzvolle Gedanken, unbestimmtes Verlangen quälten ihn.



An einem der letzten Maitage nahm Melchior die acht letzten jungen Ziegen, band ihnen die Füße zusammen und hing sie, vier an jeder Seite, über den Sattel seines Pferdes. Er schickte den Hirten damit in ein Dorf, wo dieselben bestellt waren.

Basilio zog singend ab und trieb das beladene Pferd vor sich her.

Durch den blühenden Wald führte der Weg, dann durch ein tiefes, mit goldenem Ginster bewachsenes Thal, über einen Bach, an dem der Holunder seine weißen Blütendolden ausbreitete, und wieder aufwärts, über Schiefergestein, wo die wilde Rose in Blüte stand. Auf einer Heide, zwischen dichtem Mastirgebüsch, sah Basilio ein graues Fohlen mit gestutztem Schwanz weiden.

Vom weiten Wege ermüdet, nahm er die an den Sattel seines Pferdes gebundene Schnur, warf sie um den langen Hals des Fohlens und bestieg dessen Rücken, in der Absicht, es bei der Rückkehr wieder dort zu lassen. Und lustig ging's über die Heide fort, die ihm wie ein grünes, wogendes Meer erschien. Nur des Ruckucks Ruf tönte durch die unendliche Stille. Und Basilio träumte, daß das Fohlen sein sei und das Pferd und die Ziegen und das ganze weite Land, das er durchtritt, und daß er das alles verkaufen könnte und dann mit vollem Beutel vor Pascha hintreten und sie heiraten.

In dem Dorfe angelangt, verkaufte er die Ziegen. Man fragte ihn, ob auch das Fohlen zu verkaufen sei. Er sah auf den jetzt leeren Sattel seines Pferdes und dachte, daß er den Heimritt natürlich auf diesem machen würde statt auf dem nackten Rücken des Fohlens. Und er verkaufte es.

Als er wieder über die Heide ritt, dunkelte es; noch vernahm er den gleichmäßigen, immer wiederkehrenden Ruf des Ruckucks durch die schweigende Einsamkeit; die Mastirbäume glänzten im schrägen Strahl des Neumonds.

Und nach dem ersten so merkwürdig gelungenen Schritt — das Fohlen hatte ein Fremder gekauft, der die Gegend gleich wieder verließ — fand Basilio seinen Weg. Als er zur Aushebung beordert wurde, brachte er sich durch Waschungen mit Brammtwein eine Augenentzündung bei; er litt furchtbare Schmerzen, doch bei der ärztlichen Untersuchung wurde er wegen unheilbarer Ophthalmie ausgemustert.

In wenig mehr als Monatsfrist war er genesen. Der Sommer verging. Außerlich war nichts verändert in der Behausung der Carta, aber dennoch war in den kleinsten Dingen eine Wandlung vorgegangen. Basilio war groß und ernst geworden, sein Blick unftet. Zio Pietro blies noch immer das Feuer an, fehrte die Hürde, bereitete die Mahlzeiten, betete und erzählte Geschichten. Sein Gemüt war ruhiger: Die kleine Lilie vom Berge hatte sein Gebet erhört und die Wolken am verdunkelten Horizont seines Alters zerteilt.

Als sie eines Tages allein waren, sagte Melchior:

„Hört, Vater! Zia Bisaccia möchte mich verheiraten.“

„Wenn das Mädchen gut ist, so nimm es. Aber hast du die andere vergessen?“

„Das Mädchen ist gut,“ antwortete Melchior, ohne die zweite Frage zu beachten. „Es ist ihre Nichte. Unterseht, dick, braun, mit Katzenaugen. Eine gute Hauswälterin.“

„Wie heißt sie?“

„Ventureda.“

„Hat sie etwas?“

„Viel! Ein Haus, einen Weinberg, einen Acker, eine Stute.“

„Wenn sie rechtschaffen ist, nimm sie. Aber hast du die andere vergessen, ja oder nein?“

„Ich habe sie vergessen,“ erwiderte Melchior ärgerlich.



Nachdem Zia Bisaccia die Sache eingeleitet, bestieg Zio Pietro an einem Herbstmorgen das Pferdchen und ritt, vom Sohne geführt, nach Nuoro hinunter. Dort angelangt, wechselte er die Kleider, wusch sich, kämmtete sich den Bart, setzte die sardische Mütze auf und ging dann mit Zia Bisaccia, um Venturedas Hand zu fragen. Diese war, wie Melchior angedeutet, klein, dick, mit mächtigem Busen und Hüften, olivenfarbenem Teint und tiefliegenden, blaßblauen Augen unter dichten, schwarzen Brauen. Die niedrige, behaarte Stirn verschwand unter dem weitvorgezogenen Kopftuche; aus zwei dicken, spöttischen Lippen kam eine Stimme von tiefem, rauhem Ton, und die Augen blickten streng, ja stehend.

Die Mutter, Zia Bisaccias Schwester, eine ganz ungeheuer dicke Frau, empfing Zio Pietro höflich, doch mit einer gewissen Herbigkeit; obschon sie längst auf des Alten Frage vorbereitet war, tat sie, als ob sie von nichts gewußt hätte, nickte nur und würde Bedenkzeit verlangt haben, wenn Zia Bisaccia sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Ach was, Bedenkzeit, Schwester! Höre auf mich, auf deine Schwester. Deine Tochter ist reich, Melchior ist reich, worauf zum Teufel sollten wir warten? Sie haben ein Haus“ — und sie zählte in gewohnter Weise alles an den Fingern auf —, „sie haben Ländereien, Vieh, Brot, Wein, Wolle, Öl. . . Teufel, die Gelegenheit kann gar nicht besser sein! Worauf also willst du noch warten?“

Die Witwe ließ sich überreden und antwortete ja. Am Tage Allerheiligen würde sie Melchior den Eintritt gewähren.

Das Mädchen brachte Zio Pietro zu trinken, war aber sehr schweigsam.

„Auf Eure Gesundheit und auf die Erfüllung unserer Wünsche!“ sagte Zio Pietro und erhob sein Glas mit bebender Hand.

Auch sein Herz erbebte, und die Furche auf seiner Stirn vertiefte sich. Eine unbestimmte, unendliche Traurigkeit überkam ihn, diesen zwei weiblichen Wesen gegenüber, die ihm falsch und tückisch vorkamen. Das Lachen und die männlich tiefe Stimme derjenigen, die Melchior ihm als gut und rechtschaffen bezeichnet hatte, waren ihm besonders zuwider. Er wußte nicht weshalb, doch er mußte derer gedenken, an die er lange nicht gedacht: Paskas, mit ihrer süßen Stimme und dem Kinderlachen, das Freude verbreitete, wo es nur erklang; und sein Herz schmolz vor Liebe und Kummer, denn er fühlte, daß Melchior nicht vergessen hatte, nicht vergessen konnte.

Dieser stand unterdes unter Zia Bisaccias Haustür, rauchte eine sardische Zigarre und wartete in Geduld. Als er Zio Pietro zurückkehren sah, nahm er die Zigarre aus dem Munde, spuckte aus und fragte mit vollkommener Ruhe:

„Na, haben sie Euch eine curufica (Korb) gegeben?“

„Ja,“ antwortete der Alte, „siehst du nicht, wie schwer ich daran trage?“

Er beugte sich, als ob er wirklich eine schwere Last auf den Schultern trüge; er versuchte zu scherzen, beide versuchten zu scherzen — während sie doch im tiefsten Grunde ein Gefühl von Bitterkeit erfüllte, das sie sich gegenseitig zu verhehlen trachteten.

Zia Bisaccia lachte ihr seltsames, plumpes Lachen, bei dem sich nicht ein Muskel ihres groben Gesichts verzog. Sie nahm Melchiors schwielige Hand und zählte auch ihm an den Fingern her:

„Ihr habt Vieh, Ihr habt ein Haus, Acker, Öl, Milch, Wolle, Wein. Meine Nichte paßt für Euch, weil sie. . . meine Nichte ist. Zu Allerheiligen habt Ihr Eintritt. Und nun sehe ein anderes Gesicht auf, Melchior Carta, und gedenke immer Zia Caterinas, die dir zu deinem Glück verholfen hat.“



Er ließ sie reden, rührte nicht die Hand und lächelte dumm.

„Wolle, Öl, Milch, Käse, Vieh, Wein, Honig“ — sprach sein Herz in bitterer Aufwallung. „Genügt das, um glücklich zu sein?“

„Allerheiligen“? fragte er dann. „Da müssen wir überlegen, was ich ihr geben soll. Ein Tuch? Oder Geld?“

„Geld, mein Sohn, Geld! Ein Tuch muß sich ab, aber Geld nicht. Ich habe einen halben Goldfuchs<sup>1)</sup>, den wechsele ich dir gegen Papier, und das. . . ohne Aufgeld.“

„Gut,“ sagte er und dachte an Paska und das erste Geschenk, das er ihr gemacht. Sie hatte ihm dagegen ein Taschentuch geschenkt mit einem gestickten roten Herzen.

Vater und Sohn stiegen still bergan. Grauer, trostloser Herbstnebel tropfte von den trockenen Blättern und verschleierte den Wald. Niedergeschlagen zogen sie unter den feuchten Schleiern dahin, als ob sie eine traurige Pflicht erfüllt hätten. Sie ahnten ihre beiderseitige Unzufriedenheit, doch sie teilten sie einander nicht mit.

Melchior fühlte sich stark und resigniert; der Schritt war geschehen, und obwohl er nur mit Widerwillen an die neue Verlobte dachte, war er doch entschlossen, sie zu heiraten. Eine Leere, eine Ode, grau wie der nebelverhüllte Horizont, senkte sich in sein Inneres; seine Seele war von düsterer Hoffnungslosigkeit erfüllt, er wollte nicht mehr kämpfen noch denken.

Und dennoch dachte und kämpfte er. Während ihn zur Zeit von Zia Bisaccias Unterhandlungen das trostige Verlangen aufrechterhalten hatte, Paska durch seine neue Verlobung zu kränken, drangen jetzt alle Erinnerungen auf ihn ein und erweckten in ihm einen Streit zwischen sehnsüchtigem Verlangen — und Verachtung gegen sich selbst, weil er nicht zu vergeffen vermochte.

<sup>1)</sup> Zwanzigfrankstück, Marengo genannt, weil sie zuerst Napoleon I. zur Erinnerung an die Schlacht von Marengo prägen ließ, ein noch heute beim Pferdehandel übliches Zahlungsmittel.

Paska war ja schlecht, boshaft, leichtsinnig, vielleicht verloren; doch da sie ihm nicht mehr als Frau angehören konnte, bereitete das alles ihm weder Zorn noch Schmerz. Er dachte nur an das schöne, bezaubernde Geschöpf, das die verhängnisvolle Macht besaß, allen, die ihm nahe kamen, den Kopf zu verdrehen, und in dieser krankhaften Erinnerung verlor er sich mit dem sehnennden Heimweh dessen, der ein heißersehntes Glück besessen und für immer verloren hat.

Basilios Gegenwart war ihm nicht unangenehm, sondern er hatte Mitleid mit ihm. Er hörte, daß Paska jetzt jenes großen Kindes spotte, wie sie seiner gespottet hatte, und daß sie ihn wohl bald aufgeben werde. Vielleicht verkehrte sie, die so bösen Sinnes wie schön war, gerade mit Basilio, um ihm zu trösten und ihm dadurch Schmerz zu bereiten.

Er aber behielt den Hirten bei sich, damit dieser im äußersten Falle Zeugnis für ihn ablegen könne; denn diesem mußte man ja eher glauben als jedem andern.

## XI.

Am Tage Allerheiligen stieg er nach Nuoro hinab, um der Verlobten den ersten Besuch zu machen. Er wurde in der Küche empfangen und setzte sich weit ab von dem Mädchen, ohne nur den Mut zu haben, sie anzusehen. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, von den Ziegen, den Banditen, den Söhnen Zia Bisaccias, die zum Teil noch im Gefängnis waren, zum Teil ein tolles Leben führten.

Melchior hörte nur die tiefe, fette Stimme des Mädchens; die Hand in der Tasche, betastete er die kleine Goldmünze und dachte mit Widerwillen:

Was soll ich nur tun, wenn die Mutter uns zufällig allein läßt?



Die Gefahr trat nicht ein, und er konnte kalt und steif wieder fortgehen wie er gekommen war, nachdem er die kleine Goldmünze auf Ventureddas Hand gelegt hatte.

Als Basilio erfuhr, daß sein Herr sich verlobt habe und binnen kurzem heiraten werde, empfand er brennenden Neid.

„Laß uns auch heiraten,“ sagte er bittend, sobald er Paška sprechen konnte, „laß uns auch heiraten! Ich habe Geld genug, um dreißig Ziegen zu kaufen.“

„Dreißig Ziegen! Ach, zum Heiraten gehört mehr, mein Schatz!“

„Laß uns heiraten, Paška! Ich kann so nicht mehr leben, ich kann nicht mehr ohne dich leben! . . .“ Er verschmachtete vor Liebe und bedeckte sie mit Küffen. „Ich werde eine Torheit begehen, wenn du mich nicht heiratest!“

„Ich werde dich schon heiraten. . . Wie oft habe ich es dir gesagt“ — erwiderte sie, um ihn zu beruhigen.

„Aber wann? Aber wann? Sogleich? Noch vor meinem Herrn?“

„Heiratet dein Herr?“ fragte sie bestürzt und drängte ihn zurück.

„Er ist doch verlobt, ja, er ist verlobt. Wußtest du das nicht? Laß uns nun auch heiraten, Paška. . .“

„Mit wem denn?“

„Mit wem? Ich mit dir, du mit mir.“

„Ich frage, mit wem Melchior verlobt ist,“ entgegnete sie rauh, und ihre Lippen zuckten, als sie jenen Namen aussprach. Warum? Warum kräufelt sich ein See, wenn der Wind darüber hinstreicht? Warum ist eine Frauenseele solch ein geheimnisvoller See, in dessen Tiefe seltsame Ungeheuer schlummern, die ein Hauch zu erwecken vermag?

Melchior heiratete eine andere; er liebte jene andere also, und weil er sie liebte, vergaß er ihrer, und daß er ihrer vergaß, war eine Kränkung für sie, die geglaubt, stets volle Macht über ihn zu haben, seinen ganzen Haß

und seine ganze Liebe zu besitzen, und der es deshalb Freude bereitet hätte, ihm das Herz zu zerreißen.

„Venturedda, die Nichte Zia Bisaccias. Sie ist häßlich, aber sie ist reich,“ sagte Basilio und lehnte seine Stirn an Paškas Schulter.

„Und er liebt das Ungeheuer?“ fragte sie zerstreut. „Das ist nicht möglich. Das ist nicht wahr. Du lügst!“

„Ich weiß nicht, oder doch, ja, er liebt sie, sie lieben sich, und sie heiraten sich. Laß uns auch heiraten. Wir haben uns doch auch lieb!“

Ganz von diesem Gedanken beherrscht, stöhnte er wie ein kleiner Junge und schmeichelte und rieb seine Stirn an ihrer Schulter: „Sage doch ja, versprich es mir, Paška, meine gute Paška, sag doch ja; ich gehe nicht eher fort, bis du mir versprichst. . .“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zerstreut. „Was du hast, ist zu wenig zum Leben.“

„Zu wenig? Zu wenig! Und wenn es nun doppelt, dreimal so viel wäre?“

„Ja, dann. . .“, murmelte Paška, und wie Melchior, als er sich einer andern verlobte, an sie dachte, so dachte sie an ihn, als sie sich Basilio versprach.

Ach nein, dachte sie in ihrem tiefsten Gemüt — es lohnte sich ja nicht der Mühe, ihn zu verraten, wenn ich am Ende die Frau seines Hirten werden sollte.

„Ja, dann!“ rief Basilio aus und richtete sich auf. „Denke daran, daß du mir das versprochen hast und hüte dich! Wenn du dein Versprechen nicht hältst, so töte ich dich!“

„Wie er mich getötet hat!“ sagte sie bitter zu sich selbst und dachte wohl, daß ihr Melchiors Haß lieber wäre als sein Vergessen.

Basilio, der sie weit überragte, biß ihr in die Haare und sagte scherzend:

„Ich bin größer als du: wenn wir nun Mann und



Frau sein werden, wie willst du mich küssen, da du doch nicht heraufreichst?"

"Du wirst dich bücken, denke ich!" erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

Ihre Stimme klang spöttisch. Er bückte sich wirklich und küßte sie; aber ihr schöner Mund blieb kalt und überließ sich seinen leidenschaftlichen Küßten mit der Gleichgültigkeit jemandes, der an weit Entferntes denkt.

Er ging — überlegend, wie er das in einer Fuchshöhle verborgene Kapital schnell verdoppeln könne, und böse Gedanken flatterten wie verwesene Blätter in dem Wirbel seiner Leidenschaft.

Der Winter kam, strenger als der vorige. Ständiger dichter Nebel hüllte die Hütte ein, und fast täglich schneite es. Die Hirten waren genötigt, Schutzhütten für die Ziegen herzurichten, und sie selbst verließen die eisigkalte Hütte und zogen sich in eine nahegelegene, ziemlich geräumige Grotte zurück; die Öffnung schützten sie durch ein Geflecht von Zweigen, gegen das der Wind mit dumpfem Geheul stieß. Der Rauch schwärzte bald die unregelmäßige granitene Wölbung der Grotte; vor dem mächtigen Feuer sitzend, die Hände auf dem Stock gekreuzt, erschien Zio Pietro wie eine biblische Figur, die geschlossenen Auges prophetische Gesichte erblickt.

Und draußen zogen die Wolken daher gleich Ungeheuern. In den Nebeln am Horizont schien das Chaos zu dampfen, und Felsen und Bäume erschienen und verschwanden gleich phantastischen Trugbildern. Wenn dann in den langen Winternächten Ruhe eintrat und der winterliche Mond wie ein tränenverschleiertes Auge durch den Nebel und die lichten Cirruswölkchen blickte, dann lag die Grotte wie in einem Bann unsäglicher Trostlosigkeit, übermenschlicher Einsamkeit. Man hörte das Rauschen der Bergwasser — nichts anderes, und die geheimnisvolle Melodie dieses Rauschens verstärkte noch das Gefühl der Einsamkeit. Es war, als ob über dem

feuchten, schweigenden Walde die Göttin der Nacht mit ihrem lustigen Gefolge vorüberschwebte.

Die Hirten schliefen in der Grotte, die Füße am Feuer. Basilios Schlaf war leicht und unruhig geworden. Bei jedem kleinen Geräusch erhob er den Kopf und horchte mit geschlossenen Augen. Manchmal stand er auch auf, trat hinaus und spähte umher. Die hohe, schlanke Gestalt mit dem schönen Kopf erschien wie Endymion, der am Rande des Waldes die heimlich Geliebte erwartet. Er erwog die unliebsamen Überraschungen, welche die Nacht ihm bereiten könnte, dachte an seine Diana, nach der er ein beständiges, wahnsinniges Sehnen empfand. Statt mit der Zeit und der Gewißheit, sie zu erlangen, ruhiger zu werden, wurde ihm seine Liebe zur Pein. Paska konnte ihren Endymion nicht im Walde besuchen, aber er stieg fast täglich zu ihr hinab, und seine Leidenschaft war jetzt allen bekannt.

In Nuoro verweilte er auch manchmal bei Felix, dem vierten Sohne Zia Bisaccias, mit dem er sich ganz befreundet hatte. Da es ein gutes Eicheljahr war, so trieben viele Schweinehirten ihre grunzenden Herden in den Wald. Obwohl die Ziegen mit ihrem feinen Spürsinn weder die Eicheln anrührten, noch auch das Gras, über das die Schweine gegangen waren, hatten sie so reichliche Nahrung, daß die Milch zu dick war und die zarten Zicklein vor überreicher Nahrung erkrankten.

Durch andere Ursachen gereizt, behauptete Melchior ungerechterweise, daß die Schweine ihm die Weide verdürben; er forderte den benachbarten Hirten auf, seine Herde nicht mehr auf seine Tanca zu lassen. Der andere versprach es, hielt aber nicht Wort, und als Melchior eines Tages einige Ferkel unter den Steineichen antraf, jagte er sie fort. Auf der Flucht zerstreuten sie sich, und einige stürzten ab und blieben tot. Der Schweinehirt brannte vor Zorn und fing mit Melchior Streit an: sie schimpften einander, warfen sich hunderterlei eingebildete



Vergehen vor, und es schien, daß es zu Tätlichkeiten kommen würde. Das unterblieb zwar, doch von jenem Tage an waren ihre nachbarlichen guten Beziehungen abgebrochen, und sie boten einander nicht mehr den Gruß. Das erbitterte Melchior vollends. Jeden Sonntag ging er nach Nuoro hinab, um seine Verlobte zu besuchen, die ihm immer mehr zuwider wurde. Nach der anfänglichen heuchlerischen Zurückhaltung zeigten Mutter und Tochter sich ihm so, wie sie wirklich waren: tückisch, kleinlich, geizig bis zum Schmutz und voll dummen Hochmuts. In vier Monaten war nicht ein süßes Wörtchen zwischen den beiden Verlobten gewechselt worden: die unförmig dicke Gestalt der Mutter wachte stets neben dem Herde, an dem sie saßen — Melchior verlangte aber auch gar nicht nach einem vertrauten Gespräch.

Eines Abends hingegen fand er die Alte allein vor.

„Und sie?“ fragte er, zu Boden blickend.

„Sie ist ausgegangen, wird aber bald zurückkommen,“ erwiderte die Frau, ihn aufmerksam betrachtend. „Da wir gerade allein sind, will ich dir etwas sagen.“

„Was?“

„Höre, Melchior, mein Sohn. Du weißt, daß ich Schwazereien nicht leiden mag. Wenn also das, was ich dir jetzt sagen will, eine Kleinigkeit wäre, so hätte ich mich nicht darum gekümmert; aber es handelt sich um Ernstes. Also: eine zuverlässige und gute Person ist gekommen und hat mich gefragt: „Auf Treu und Glauben, ist es wahr, daß Ihr Eure Tochter dem Melchior Carta gebt?“

„Dem ist so!“

„Überlegt wohl, was Ihr tut, denn er ist auf schlechtem Wege, und es wird nicht lange dauern, so fällt er dem Gericht in die Hände.“

„Zum Teufel auch!“ schrie Melchior, mehr erbost als erschrocken. — „Fängt das Spiel wieder an?“

„Was meint Ihr damit?“ fragte die Alte aufmerksam.

„Fahrt nur fort.“

„Gut. Nachdem ich sie lange gebeten, ja beschworen, machte die Person mir einige Andeutungen. Es scheint, daß deine Base Paska etwas ausgeplaudert hat; du weißt, Paska ist die Magd und . . . sie sagen . . . ich behaupte nicht, daß es wahr ist, Gott behüte! . . . Nun, sie sagen, die Magd und etwas mehr bei einem Richter. Es scheint, daß man dich denunziert hat, du beherbergtest Banditen und man sehe mitunter gestohlenes Vieh in deiner Tanca.“

Melchior's Lippen wurden weiß und zitterten; aber er sagte kein Wort. Er biß die Zähne zusammen, um vor den scharf aufmerkenden Augen der Frau seine Aufregung im Zaum zu halten.

„Ich wollte dir nichts sagen, aber seit Paska weiß, daß du mit meiner Tochter verlobt bist, hört das Geschwätz nicht auf. Sie hat sogar gesagt, wenn sie nur gewollt, so hättest du sie geheiratet statt des Angeheuers . . . meine Tochter nennt sie ein Angeheuer . . .“

Jetzt lächelten Melchior's Lippen, und in seinen Augen leuchtete es. Weshalb lächelte er, wenn er an Bentureda dachte, und weshalb glänzten seine Augen, wenn er an Paska dachte?

„Sie sagt auch, wenn sie es gewollt, so wärst du jetzt schon verloren, daß es aber immer noch an der Zeit sei, weil die Gerichtsbarkeit dich schon aufs Korn genommen hätte. Nach dem allem dachte ich, daß sie vielleicht das Gerücht von den Denunziationen ausstreut, damit deine Heirat mit meiner Tochter zu Wasser werde; darum lege ich demselben keine große Wichtigkeit bei, obgleich, wie gesagt, die betreffende Person sehr glaubwürdig ist. Aber jetzt höre wohl, was ich sage, Melchior. Ich habe dir meine Tochter versprochen, weil ich weiß, daß du rechtschaffen, arbeitsam und gut bist.“

„Und wohlhabend!“ stieß er hervor.



„Wohlhabend auch. Man lebt nicht von der Liebe allein.“

„Na, Liebe!“ sagte er bei sich. Und mit gekreuzten Armen, stolz aufgerichtet, blieb er stehen, um die Frau zu Ende zu hören. Sie milderte ihre Stimme, daß sie fast demütig klang, doch das milderte die Herbe ihrer Worte nicht:

„... Und ich bin bereit, mein Versprechen zu halten. Aber wenn du ... dich nicht ganz ruhig fühlen solltest, ... wenn du vielleicht ... am Ende sind wir ja alle Menschen und dem Irrtum unterworfen ...“

„Weib“ — sagte er bitter — „ich bin kein Dieb! Und wenn ich dem armen Alten nicht schon Kummer genug gemacht hätte, so würde ich nach diesen Euern Reden weggehen und nie mehr einen Fuß in dieses Haus setzen.“

„Du hast mich mißverstanden!“ rief sie aus und suchte ihn zu begütigen, als die Tochter eintrat und die Rede auf gleichgültige Dinge kam.

Melchior bebte innerlich: von neuem überfiel ihn die instinktive Furcht vor unbekanntem Gefahren, und zwischen diesen beiden Frauen, die er nicht liebte und die ihm mißtrauten, kam er sich wie von Feinden umgeben vor. Ganz im Grunde indes verspürte er ein Glücksgefühl, das ihm die Bitterkeit jener Augenblicke minder fühlbar machte.

Paska also hatte gesagt, daß, wenn sie es gewollt, er lieber ihr angehört hätte als dieser Verlobten? Sie hatte also doch an eine Vereinigung gedacht? Sie war eifersüchtig? Alles andere verschwand für ihn: Trotz, Haß, Schmerz, Drohungen, Niederträchtigkeit, alles. Es blieb nur die schmeichelnde Süßigkeit dieser Worte zurück — in die sich freilich ein Verlangen nach Rache mischte. Er fühlte, daß er Paska verachtete und sie nicht mehr heiraten konnte; doch wenn er sich mit einem andern Mädchen, mit Venturedda zum Beispiel, verband, so

würde seine größte Freude die Reue und der Ärger der ehemaligen Braut sein. Ganz erregt ging er zu Zia Bisaccia und erzählte ihr alles.

„Ich möchte ein paar Worte mit meiner Base wechseln,“ sagte er dann. „Ich will wissen, was an diesem Gerede ist.“

Zia Bisaccia überlegte.

„Wenn du mir versprichst, keine neuen Torheiten zu begehen, so kann ich dir dazu verhelfen, sie noch heute abend zu sprechen ...“

„So geht! Jene Zeiten sind vorüber“ — sagte er gereizt. Sie hing ihre Tunika um und ging.

Der Abend sank hernieder. Melchior saß beim Feuer, das Gesicht in den Händen vergraben. An dem Abend, an dem Zio Pietro hingegangen war, für ihn um Ventureddas Hand zu werben, da hatte er nicht in so beklemmender Unruhe gewartet!

Zia Bisaccia wußte, wo Paska zu finden war: sie spazierte den Corso auf und ab mit andern Mägden und aufgepusteten Kindern, die sich über Moden unterhielten und über andere klatschten wie große Damen. Paskas junger Herr, immer noch kümmerlich und das blasse Gesichtchen in den unechten Pelztragen seines Überziehers vergraben, ging neben ihr her; das schwarze Hündchen mit seinem ewigen Schellengeklingel und dem blanken Halsband folgte.

Die klare winterliche Dämmerung senkte sich mit kaltem Glanze über den westlichen Horizont; hinter dem Orthobene im Osten stieg der Vollmond auf und warf sein Licht auf den ziemlich belebten Corso.

Mit ihrem gewohnten, festen Schritt kam Zia Bisaccia daher; die Herren und Damen und ganz besonders die Mädchen, die da so schamlos umherspazierten, erweckten ihre vollste Verachtung, der sie für sich hin murrend Ausdruck verlieh. Endlich sah sie die, die sie suchte.



Ess. . . zischte sie und machte ein Zeichen mit dem Finger.

„Was wollt Ihr?“ — fragte Pascha herankommend.

„Dich. Willst du einen Augenblick mit mir kommen? In meinem Hause ist jemand, der dich sprechen will.“

„Wer?“

„Dein Vetter.“

„Zia Caterina!“ stieß Pascha hervor und blickte sie halb erstaunt, halb erschrocken an.

„Du brauchst keine Angst zu haben! Er ist in meinem Hause, das ist genug.“

„Dann komme ich gleich. Euretwegen!“

„Ja wohl — meinetwegen!“ erwiderte die Frau höhnisch und ging davon.

Und Melchior harrte; in der Küche verdichtete sich das Dunkel, und bei dem flackernden roten Schein der Herdflamme zitterten große Schatten an den Wänden.

Noch bevor Zia Bisaccia heimkehrte, vernahm er leichte Schritte im Hofe und das leise Geklingel des Glöckchens; alsbald erschienen drei Gestalten: das Mädchen, der Knabe, der Hund.

„Pascha,“ sagte Melchior auffspringend, „weshalb hast du den jungen Herrn mitgebracht?“

Der junge Herr riß seine Augen auf und horchte gespannt auf. Pascha bedeutete Melchior, vorsichtig zu sein und entgegnete:

„Er wollte mit mir kommen, Zia Caterina wollte mich gerne sprechen. Wo ist sie?“

„Sie ist noch nicht zurück; ihr seid wahrscheinlich schneller gegangen als sie.“

„Wahrscheinlich. Setze dich hierhin, Efes.“ Pascha ließ den Knaben auf einem plumpen Stuhl niedersitzen und setzte sich auf einem Schemel in das volle Licht. Das Hündchen lief in der Küche umher und beschnupperte alles.

Melchior stand aufrecht vor dem Herd und sah gierig auf seine Base; er beherrschte sie mit einem Blick, in dem hundert verschiedene Leidenschaften flammten.

Er begriff, daß Pascha den Knaben zu ihrem Schutze mitgebracht hatte; ohne dessen verhaßte Anwesenheit würde er wahrscheinlich wieder über seine Base hergefallen sein und seinen gerechten Zorn an ihr ausgelassen haben. Wenn er dann aber ihren frischen roten Mund vor sich sah, dessen kindlicher Ausdruck das ganze Gesicht so anmutig und jugendlich erscheinen ließ, dann gedachte er mit innerem Beben, mit sehnsüchtiger Zärtlichkeit, mit tollem Verlangen der Küsse, die er mit dem rosig warmen Munde ausgetauscht, der ihm jetzt so nahe war — und doch so fern! Weshalb fern? Ach! wenn sie allein gewesen wären, so hätte er Pascha gepackt — aber statt sie zu schlagen, hätte er sie geküßt im rasenden Ausbruch seiner ganzen Leidenschaft, seines Schmerzes, seines so lange unterdrückten Zornes. Aber jener Junge!

Zum Teufel jener Junge mit den Händchen in den Taschen, der ihn immer mit dem gleichen starren und misstrauischen Blick betrachtete; zum Teufel auch der Hund! . . . Er hätte sie gegen die Wand schleudern mögen . . .

„Ist das der Sohn deines Herrn?“

„Ja,“ erwiderte sie lachend und begegnete mutig dem Blick, der sie verschlang.

„Warum lachst du?“

„Weil ich Lust habe.“

„Kleiner,“ fragte er dann den Knaben, „ist es wahr, daß die da dein Pferd ist und daß du sie peitschest?“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete das dünne Stimmchen entschlossen.

Melchior empfand eine wohlthuende Erleichterung, Pascha aber fühlte sich beleidigt und sprang auf.

„Ich bin nicht hierhergekommen, um mich beschimpfen zu lassen! Ich gehe . . . Komm, Efes . . .“



Zum Glück trat eben Zia Bisaccia ein und hielt sie zurück. Sie zündete eine Lampe an und sagte zu dem Knaben:

„Komm, Kleiner, Tante gibt dir etwas Gutes.“

Effisio blickte auf Paska.

„Geh nur, wenn du magst,“ sagte diese, durch die Anwesenheit der Frau beruhigt. Zia Bisaccia führte den Knaben in eine Kammer, die einen sonderbaren Geruch an sich hatte und ihm überaus geheimnisvoll vorkam: ein mächtiges viereckiges Bett überragte ein Himmel aus gelbem Zeug; an den Wänden hingen große und kleine Körbe aus Asphodil; schwarze, geschnitzte Truben standen auf plumpen Füßen die Wände entlang. Von der Decke hingen kleine gelbe Käse herab, Weintrauben, Birnen und Quitten.

Die beklommene Verwunderung des Knaben schwand, als die Frau den Deckel einer Truhe in die Höhe hob und er große Kränze aus getrockneten Feigen erblickte, prächtige Rosinen und einen ganzen Topf voll goldgelben Honigs. Von all diesen guten Dingen durfte er kosten.

Als sie allein waren, fragte Paska, was Melchior von ihr wolle.

Ja, was wollte er? Fast hatte er's vergessen.

„Es ist spät“ — sagte sie hinausblickend — „beeile dich, meine Herrschaft wartet auf mich.“

„Dein Herr wartet auf dich? Sagt er dir alles, dieser Herr?“

„Hol' dich der Teufel! Fängst du wieder davon an? Bin ich deshalb hierhergekommen?“

„Ja, deshalb!“ sagte er und faßte sie beim Arm.

„Ist es wahr, daß du das und das und das gesagt hast?“ Er hielt ihr alles vor. „Ist es wahr oder nicht? Sprich jetzt, sofort, sonst werde ich dir einmal zeigen, wer ich bin! Ich habe es jetzt satt! Du willst mich verderben...“

„Ich bin es nicht, die dich denunziert hat!“ entfuhr es ihr.

„Es ist also wahr? Rede, du Teufelsmädchen! Wer sagt dir diese Dinge?“

Er packte auch ihren andern Arm und schüttelte sie. Ganz ruhig ließ sie es geschehen.

„Niemand sagt es mir. Ich fühle es. Ich will dich gar nicht verderben... was liegt mir an dir? Ich habe es nur gesagt, weil ich jenes tückische, falsche Ungeheuer nicht ausstehen kann...“

„Und warum nicht?“

Sie wußte nichts zu erwidern; aber bewegt neigte sie den Kopf.

„Warum kannst du sie nicht ausstehen... wenn dir doch an mir nichts mehr liegt? Warum?...“

Keine Antwort. Er dachte gar nicht mehr an das, weshalb er sie hatte kommen lassen; auch nicht an seine Gefahr; er fragte nicht mehr, was sie von den Anklagen wisse, die ihn bedrohten. Nur das letzte Warum hatte Bedeutung für ihn — alles übrige war nichts. Auch an seinen Vater dachte er nicht.

Einen Augenblick noch wartete er gespannt; dann fragte er mit veränderter Stimme:

„Hast du keine Angst vor mir?“

„Weshalb sollte ich?“

„Ich kann dich töten.“

„Töte mich.“

Er verspürte wirklich ein Verlangen, sie zu töten, sich selbst zu töten.

„Und weshalb hattest du einmal Angst vor mir?“

„Damals mochte ich nicht sterben.“

„Und jetzt möchtest du's?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich unglücklich bin.“

„Warum unglücklich?“

„Weil die Welt voll von Lügen, Verleumdungen und Gemeinheiten ist.“



Diese Worte genügten ihm, zu glauben, daß auch alles über sie Gesagte Lüge und Verleumdung gewesen.

„Paska“ — sagte er und hob ihren Kopf zu sich empor — „ist das auch Verleumdung, daß du mit meinem Hirten liebelst?“

„Armer Junge!“ — sagte sie, doch ohne in die Augen zu sehen, die sie wie toll anblickten.

„Armer Junge!“ — wiederholte er für sich. — „Sieh mich an!“

Sie sah ihn an.

„Paska!“ — rief er wie in Verzückung und drückte sie bebend, wild an seine Brust, hob sie in seinen Armen empor und preßte seine Lippen auf die ihren.

Trotz ihrer Schlaubeit merkte die wieder eintretende Zia Bisaccia nicht, welches Unheil sie ihrer Nichte zugefügt.

Efizio hielt einen kleinen Kranz getrockneter Feigen in der Hand. Paska legte ihm den Pelz um den dünnen Hals und zog ihn mit sich. Raum waren sie draußen, so fragte er:

„Wann kommen wir wieder her?“

„Bald, wenn du still schweigst. Das hast du mir ja versprochen.“ Sie beeilte ihren Schritt, weil sie Felix, Zia Bisaccias Sohn, sah, der betrunken nach Hause kam.

Melchior dachte endlich an Zio Pietro, der mit Unruhe auf ihn warten mußte, und sagte zu Zia Bisaccia:

„Es scheint, daß die Sache wahr ist und sogar sehr ernst. Es sind Leute, die mir übelwollen. Ich weiß nicht, was das für ein Ende nehmen wird. Ich bin zwar ganz ruhig, denn ich habe ein reines Gewissen; auf jeden Fall aber muß ich vorsichtig sein und werde deshalb sobald nicht wieder in die Stadt kommen. Sagt also in Eurer Schwester Haus, daß sie mich fürs erste nicht erwarten sollen.“

„Redel!“ — drängte Zia Bisaccia auf ihn ein und packte ihn am Mantel.

„Was ist das mit den anonymen Briefen? Was hat der Fraß gesagt? Ob es auch wahr ist?“

„Wenn Ihr ihr nicht glaubt, warum ließt Ihr sie denn kommen?“ sagte er rauh.

„Du wolltest es ja!“

„Still! Da kommt Euer Sohn nach Hause und nicht allein, wie es scheint . . .“

Felix trat schwankend ein; die Augen fielen ihm fast zu.

„Ich lasse Euch in angenehmer Gesellschaft,“ sagte Melchior und machte sich fort, während Zia Bisaccia sich umdrehte und den Trunkenen von Kopf bis zu Fuß betrachtete.

Melchior hörte noch das Geschrei, mit dem die Mutter den Sohn empfing und dachte bei sich: Mag sie doch den ihrer Nichte geben!

Er war zu Fuß herabgekommen und trat ebenso den Heimweg an. Der hochstehende Vollmond warf ein schneeiges Licht über die niedrigen Moosdächer und die grasbewachsenen Gassen; die Bäume und Sträucher in den Gärtchen und Höfchen bei Sant' Assula erstreckten ihr kahles Geäst vor dem klaren blauen Himmel; rauher Gesang trunkener Zecher erscholl in der Ferne.

Die Luft war lind wie in einer Herbstnacht, und in dem hellen Mondschein fühlte Melchior sich trotz all der Aufregungen leicht und frisch an Körper und Geist. Keine Furcht beirrte ihn; sein Blut kreiste lebhaft, heiß, von keinerlei Ungewißheit gehemmt, denn ein jeder Pulsschlag seines Herzens sagte:

Paska, Paska!

Und sein Denken antwortete:

Ich liebe sie; sie wird die Meine! Das Ungeheuer kann lange warten, ehe es mich wieder sieht; wie komme ich von dem Versprechen los?

Auch diese Frage störte den lauten Hymnus seines Herzens nicht, der, in das eine Wort: Paska! zusammengefaßt, alles andere übertönte,



Bei dem Zollhaus vor dem vom Monde hell beschienenen Orthobene sah er zwei Karabinieri. Ein instinktiver Schreck durchzuckte ihn, und er wandte sich seitwärts, um ihnen auszuweichen; dort standen noch zwei.

Melchior blieb stehen: der Anblick des Orthobene erinnerte ihn an den wartenden Vater; ein Gedanke aber tröstete ihn in dem fatalen Augenblick:

Mein Gewissen ist rein. Wenn sie mich festnehmen, so ist das wenigstens ein Grund, um von meinem Versprechen loszukommen.

## XII.

In der Grotte harrte Zio Pietro in vorahnender Sorge. Auch hier oben war die Nacht klar, und der schweigende Wald schimmerte im Raufrost.

Basilio hatte die Ziegen in die Schutzhütten getrieben und das Pferd vor der Grotte angebunden. Die Stunden vergingen, Melchior kehrte nicht heim.

„Das hat etwas zu bedeuten,“ sagte Zio Pietro vor sich hin.

„Ihr seid törricht, Zio Pietro! Er ist bei der Geliebten und vergißt der Zeit.“

Der Alte neigte den Kopf, so daß der Bart ihm die ganze Brust bedeckte, und schwieg. Dann nach einer Weile:

„Aber die andern Male? Es ist nicht umsonst, daß er so lange bleibt.“

„Was für ein Tor Ihr seid! Die Liebe wird eben heißer, und Euer Sohn sitzt da wie der Vogel auf der Leimrute. Oder vielleicht hat er sich auch betrunken.“

„Er betrinkt sich nicht.“

„Nein, nie!“ sagte Basilio spöttisch. „Auf jeden Fall: wenn er heute nicht kommt, kommt er morgen. Legt Euch doch nieder.“

„Ich lege mich nicht. Es ist nicht umsonst, daß er nicht wiederkommt. Wieviel Uhr ist es?“

„Ach! laßt mich in Frieden“, sagte Basilio raub. Er stand aber doch auf, trat an die Öffnung der Grotte und blickte nach oben.

„Dem Monde nach kann es acht Uhr sein.“

„Was ist geschehen?“ dachte Zio Pietro. „Er ist noch nie nachts ausgeblieben. Sollte er sich wirklich betrunken haben? Oder haben sie ihn verhaftet?“

Eine solche Angst überkam ihn, daß kalter Schweiß seinen Nacken netzte. In einem Augenblick waren alle die alten schrecklichen Vorstellungen wieder aufgewacht und raubten ihm auch den schwachen inneren Schimmer, der ihn belebte. Alles war dunkel, außen und innen, für Seele und Leib; und in dem Augenblick, wo Melchior so lebhaft an ihn dachte, ahnte er alles, was vorgegangen war.

Nach der ersten schmerzlichen Angewißheit beschlich ihn Angst; Basilio seine Ahnung mitzuteilen, wagte er nicht, weil er befürchtete, dieser würde ihn verlassen.

Er legte sich nieder, wachte aber angestrengt, mit offenen Augen, in dem tiefen, beängstigenden Dunkel, das ihn überall umgab.

Basilio hatte sich in der Nähe des Eingangs ausgestreckt; Zio Pietro bemerkte jedoch, daß auch er nicht schlief. Er hörte, wie er sich umherwarf, wie er manchmal den Atem anhielt — und seine eigene Besorgnis sagte ihm, daß auch der Hirte Sorge verspüre. Weshalb? Aus Anhänglichkeit? Aus Angst? Er wußte es nicht, er erriet es nicht, doch die stumme Unruhe Basilio's vermehrte seine eigene. So verging die lange kalte Winternacht.

Melchior kam nicht. Zio Pietro wußte jetzt, daß er nicht mehr kommen würde, und doch erwartete er ihn, unbeweglich auf der Matte liegend, deren grobes Geflecht die alten Glieder des Schlaflosen drückte.



Hestig pochten seine Schläfen und Pulse, und doch war ihm kalt. Da waren wieder die eisigen Gewässer, das tiefe dunkle Meer, in das seine Seele versank: Melchior würde nicht mehr heimkehren ...

Und auch Basilio wachte immerzu ...

Als der untergehende Mond in die Höhle hereinkam, stand er auf. Zio Pietro hörte, wie er sich reckte, gähnte und dann das Feuer anblies. Er verspürte den hellen Schein desselben, und allmählich durchdrang ihn eine milde Wärme, die jene entsetzlichen Vorstellungen verscheuchte. Sein Puls ging ruhiger, und die schweren Augenlider schlossen sich. Während er so völlig erschöpft dalag, vernahm er einen Pfiff, vermochte aber nicht, sich zu ermuntern. Basilio dagegen, der zusammengekauert am Feuer saß, sprang auf, stürzte hinaus und eilte zu der Hütte. Er traf dort Felix, den Sohn Zia Bisaccias, der von seinem gestrigen Raub noch ganz rote Augen hatte. Er sagte gleich, daß Melchior verhaftet worden sei.

„Meine Mutter weiß, daß man ihn beschuldigt, gestohlenen Vieh verkauft zu haben. Sie sagen, daß das Vieh hier, bei der Hürde, gesehen worden ist. Nimm dich in acht, Bursche!“

Er packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Se, wofür hältst du mich? Mir können sie nichts anhaben!“ erwiderte Basilio. Der Mond verschwand, und es ward plötzlich dunkel. Trotz ihrer Kühnheit fürchteten sich die beiden.

„Wahrscheinlich werden die Karabinieri kommen, um die Tanca zu durchsuchen; der Ochse muß weg! Zum Teufel, wo hast du ihn gelassen?“

„Bist du deshalb gekommen?“

„Meinst du vielleicht deiner schönen Augen wegen?“

Felix hatte einen Ochsen gestohlen, und indes er die Gelegenheit abpaßte, einen zweiten zu stehlen, um sie

zusammen zu verkaufen, hatte er ihn Basilio übergeben, damit er ihn in der Tanca verberge. Solche Gefälligkeiten machte er dann dadurch wett, daß er das Vieh verkaufte, das Basilio „fand“.

Sie suchten nach dem Ochsen, fanden ihn im Walde ausgestreckt, weckten ihn und trieben ihn an. Das fette schwarze Tier kniete schwerfällig auf die Vorderfüße und erhob sich dann vollends, ganz verduzt in der Dunkelheit. „Hoy, weg,“ schrie Felix, klatschte in die Hände und lief hinter dem Ochsen her.

Basilio bückte sich, nahm einen Stein auf und warf ihn dem Tier in die Flanke; es zuckte zusammen, wandte den Kopf, leckte sich die Wunde und trottete schwerfällig davon. Die beiden jungen Leute liefen eine ganze Strecke hinter ihm her und trieben es mit lautem Geschrei fort.

Durch das tiefe Schweigen der Natur erklang deutlich der Widerhall des schweren Tritts des Ochsen und der Stimmen der beiden Männer. Bei der Hürde bellte der Hund. Zio Pietro lag wie betäubt; er fühlte jedoch, daß er nicht schlief, und verworrene Laute tönnten ihm im Ohr. Im Osten erschauerten die dunkeln Steineichen vor dem sich leise rötenden Morgenhimmel, und die Ziegen in den Schutzhütten stießen sich mit den Hörnern, als Felix und Basilio in die Grotte eintraten. Das Feuer war herabgebrannt; Zio Pietro schien zu schlafen, erwachte aber sofort und fühlte die Anwesenheit eines Fremden.

„Wer ist da?“ fragte er, erhob den Kopf und streckte die Hand aus.

Felix bückte sich, faßte die Hand und half ihm aufstehen.

„Ich bin's, Zio Pietro.“

„Du bist Felix. Und Melchior?“ Da Felix mit-leidig schwieg, fragte er entschlossen:

„Haben sie ihn festgenommen?“

„Ja.“



Die Antwort, die er doch erwartet hatte, verursachte ihm tödlichen Schreck, unfäglichen Schmerz.

„Herr, dein Wille geschehe!“ — stöhnte er; aber sein ganzer Glaube, seine einfache Weisheit, seine Güte, seine Kraft versanken, gleich einem Stein aus der Höhe, in dem geheimnisvollen Wirbel der eifigen Fluten, die ihn aufs neue umdrängten. Er hörte kaum die ermutigenden Worte Felix', Melchior sei gestern auf dem Heimwege zwei betrunkenen Karabinieri begegnet, die ihn beschimpft; er habe heftig erwidert und sei deshalb verhaftet worden. Es wäre nichts, Zio Pietro möge nur ruhig sein, es wäre gar nichts!

So ist es nicht! Warum wollen sie mich täuschen? schrie das alte Herz. Und von dem Augenblicke an hegte er nur noch das Verlangen und den festen Vorsatz, um jeden Preis nach Nuoro hinunterzugehen, um die ganze traurige Wahrheit zu erfahren. — „Führe mich in die Stadt, Felix, nimm mich mit, tue mir das zuliebe!“

„Seid Ihr verrückt, Zio Pietro,“ schrie Basilio. „Was wollt Ihr da unten? Euch umsonst quälen? Die Sache ist ja gar nicht der Mühe wert.“

„Nein“ — wiederholte Felix — „es ist wirklich nicht der Mühe wert.“

Wie sehr Zio Pietro auch bat, sie taten ihm nicht den Willen. Felix blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht oben. Alle benachbarten Hirten, die von Melchior's Verhaftung gehört hatten, auch der alte Schweinehirt, kamen betrübt heran, um den Alten zu trösten, ihn zu versichern, daß sein Sohn gewiß binnen kurzem freigelassen würde. Er hörte sie an und schwieg, eine tiefe Falte auf der Stirn und die Hände über dem Stock gefaltet. Kein Zuspruch vermochte, ihn zu trösten, kein Trost ihn von dem Vorsatze abzubringen, nach Nuoro zu gehen.

Und doch hielt ihn den ganzen Tag die Hoffnung

aufrecht, Melchior heimkommen zu hören. Der Hund ging aus und ein, unruhig, ihn mit leisem Stöhnen anblickend. Nur die Kaze saß behaglich vor dem Feuer wie sonst, in den halbgeschlossenen, glänzenden Augen die Gleichgültigkeit der Selbstsucht.

So vergingen mehrere Tage; die Freunde wurden es müde, den Alten zu besuchen, und die Hütte versank in trostlose Einsamkeit. Melchior kam nicht wieder. Zio Pietro aß nicht, trank nicht, rührte sich nicht; sein Schädel wurde bleich, der Bart gelb.

„Ihr werdet noch verrückt,“ schalt Basilio in aufrichtiger Verzweiflung. „Wenn Ihr so fortfahrt, so seid Ihr bald ein Gerippe, und wenn Zio Melchior zurückkommt, wird er seine Sache in schöner Ordnung finden. Und was kommt dabei heraus, Zio Pietro? Daß das Gericht alles schlucken wird!“

„Bringe mich nach Nuoro, Basilio!“

„Das fällt mir gar nicht ein! Ihr bleibt mir hier, das schwöre ich Euch, und Ihr eßt und trinkt und seid gutes Muts; das wird sich alles schon machen.“

Zio Pietro erzürnte sich nicht, er schwieg und beugte das Gesicht über die Hände; aber sein Schweigen war ergreifender als jedes harte Wort. Dann umschmeichelte Basilio ihn, kniete zu ihm hin wie ein Kind und reichte ihm Brot und Milch.

„Eßt doch, Zio Pietro, seid gut, mein kleiner Zio, seid doch gut! Was kann es nützen, daß Ihr so seid? Kommt doch, Zio Pietro, seid stark! Erinnert Ihr Euch denn gar nicht mehr an all die schönen Geschichten, die Ihr mir erzählt habt, an all die Ermahnungen, die Ihr mir gegeben? Wozu nützen mir die denn, wenn Ihr mir nicht ein gutes Beispiel gebt? Kommt, seid doch vernünftig. Wir wollen zu unserer lieben Frau gehen und beten, ja?“

„O Dio, sagte er dann zu sich, es ist alles vergebens. Er hört nicht die Spur.“ „Seid Ihr taub geworden, Zio,



Pietro?" schrie er aufstehend. „Was wird denn aus mir, wenn Zio Melchior Euch tot findet? Dann wird er sagen, ich sei die Schuld! Aber ich weiß ein Mittel: Ich gehe fort und lasse Euch allein mit Euren Ziegen und Euren Grillen.“

Diese Drohung rüttelte den Alten nun etwas auf; die Angst vor der Einsamkeit, die Sorge, daß die Herde gestohlen werden könne, bezwangen seinen tiefen Schmerz.

Ohne jede Beihilfe vermochte Basilio nicht, alle nötige Arbeit allein zu besorgen: die Hürde war schmutzig, das Feuer oft erloschen, die in Eile gemolkene Milch spärlich und unrein. Wenn er diese nach Nuoro brachte, kehrte er unverweilt auf den Berg zurück; seit Melchior's Verhaftung hatte er Paska nicht wieder gesehen. Das brachte ihn vollends aus dem Gleichgewicht, machte ihn unruhig und traurig. Eines Tages dachte er:

„Ich habe es jetzt satt, ich muß Hilfe haben — und ich muß sie sehen . . . Zio Pietro, so geht es nicht mehr, ich muß mich nach einer Hilfe umsehen, ist es Euch recht?“

Der Alte nickte.

„Gevatter Jacu,“ sagte Basilio, wie gewohnt, zu dem alten Schweinehirten, „geht auf Zio Pietro und die Ziegen acht!“

Und wie gewohnt, versprach der Alte und hielt sein Versprechen nicht.

Basilio stieg zur Stadt hinab, suchte in Zia Bisaccias Nähe einen kräftigen, arbeitslosen Burschen und schlug ihm vor, zu ihm hinaufzukommen, um ihm zu helfen und während seiner Abwesenheit auf die Herde zu achten.

„Wieviel gibst du mir?“

„Vier Lire den Monat.“

„Nein, zehn.“

„Zehn? Pah!“ schrie Basilio und spuckte aus. „Du wagst es, zehn Lire zu verlangen, du räudiger Kerl!“

„Sonst komme ich nicht,“ sagte der Bursche mit größter Gleichgültigkeit.

„Du Faulpelz, du Lausebub! Ja, so seid ihr alle, ihr verdammten Nuoresen! Herrenlose Hunde! Ihr sterbt Hungers, und wenn man euch Arbeit anbietet, so seid ihr unverschämt! Ihr wollt in einem Tage verdienen, was ihr im ganzen Jahre verbummelt!“

„Geh, du bist schlechter Laune heute,“ sagte der andere verächtlich.

Basilio ging, um Paska aufzusuchen, und traf sie nicht. Schmerz und Zorn überkamen ihn, und da die Zeit vorrückte und er jemand mit hinaufnehmen mußte, der folgenden Tages oben bliebe, damit er sich in Nuoro aufhalten könnte, um Paska auf jeden Fall wiederzusehen, so ging er wieder zu dem Burschen hin.

„Ich gebe dir fünf Lire.“

„Nein, zehn.“

„Sechs.“

„Nein, zehn.“

„Sechs, du Bettelbub! Wenn du das nicht annimmst, so prügle ich dir die Seele aus dem Leibe.“

„Nein, zehn.“

Im Grunde — dachte Basilio — ich brauche es ja nicht aus meinen Rippen zu schneiden. „Sieben!“

Das nahm der Bursche an, und sie schlugen den Weg zum Orthobene ein, sich gegenseitig mit Schimpfworten und entsetzlichen Drohungen überhäufend. In der Nähe ihrer Behausung angelangt, stieg Basilio ab und sagte:

„Jetzt sei still, du elender Kerl, wenn der gute Alte uns hört, so schilt er.“

Doch wie sie auch nach ihm suchten, der gute Alte war nicht da. Er hatte seinen traurigen Platz beim Feuer verlassen, sobald Basilio fortgeritten war.

Ich werde den Hinterrücken hinter ihm hergehen — war sein Gedanke — ich werde den Tritt des Pferdes hören und mich danach zurechtfinden. Wenn Basilio mich unterwegs



bemerkt, wird er nicht den Mut haben, mich zurückzuschicken.

Eine Zeitlang ging es ganz gut. Er kannte den Weg aus der Tanca hinaus und konnte ihn innehalten, indem er bisweilen den Stock vor sich hinstreckte und mit der Linken umhertastete. Vor sich vernahm er deutlich den Tritt des Pferdes.

Der Tag war prächtig, und ein linder Hauch kündete den nahen Frühling an; in der klaren Bergluft lag der ihr am frischen Morgen eigene kräftige Duft. Durch die hohen Äste einer Steineiche strahlte die Sonne wie ein riesiger Edelstein, und durch die unendliche Einsamkeit zitterte nur der Schrei einer Elster.

Nachdem er den Ausgang der Tanca hinter sich gelassen, blieb Zio Pietro unentschlossen stehen: er hörte das Pferd noch immer, aber er sah es nicht mehr mit Sicherheit vor sich. Dennoch schritt er weiter.

Der Boden war eben, weich, grasbewachsen. Wie oft er auch den Stock ausstreckte, Zio Pietro traf auf kein Hindernis. Dadurch getäuscht, betastete er nur noch den Boden und horchte gespannt auf den Tritt des Pferdes und auf den näherkommenden Ruf der Elster.

Auf einmal aber schien ihm das Dunkel seines Empfindens dichter geworden, und sein Kopf schmerzte ihn: er war mit der Stirn gegen einen Baum gestoßen. Er blieb stehen, führte die Hand an den Kopf, und zwei brennende Tränen liefen ihm über die Wangen. Verzweiflung kam über sein Herz, und unsägliche Angst vermischte sich mit dem körperlichen Schmerz.

Er rief töhnend: Basilio! und es deutete ihm, als ob der bereits sehr ferne Schritt anhielt, doch alsbald weiterging.

Als seine erste Betäubung vorüber war, nahm er den Weg wieder auf, hielt aber jeden Augenblick an, um den Boden zu betasten. Trotzdem glitt er häufig aus, und das Gezweig schlug ihm ins Gesicht. Der Tritt des

Pferdes entfernte sich immer mehr, doch vernahm er ihn noch deutlich genug, um sich danach zu richten, und der schwache Klang genügte der betäubten Seele, sich nicht ganz in Finsternis zu verlieren. Er sagte zu sich selbst:

Vorwärts! Mut, Pietro Carta! Das Heil deines Sohnes hängt vielleicht von dir ab. Vorwärts!

Er dachte an Paska und an den Richter, ihren Herrn; er glaubte seine unangenehme, näselnde Stimme zu hören, aber er dachte auch an die gute Aufnahme und das Mitleid, das er von seiner Gattin erfahren hatte — und er wagte zu hoffen.

Obwohl das böse Gerede über Paska und ihren Herrn nicht bis in seine reine Einsamkeit gedrungen war, erschien es ihm im Grunde wohl als Feigheit, von derjenigen Hilfe zu erbitten, die Melchior so viel Leid zugefügt hatte; doch zu welchem Schritt wäre er nicht bereit gewesen, um den Sohn zu retten?

Richter! sagte er — sich an unsichtbare Gestalten wendend — gebt mir meinen Sohn wieder, er ist unschuldig. Wenn Ihr ihn mir nehmt, so nehmt Ihr mir zum zweitenmal das Augenlicht. Verbrechen, Raub, Schlechtigkeiten begehen die andern, nicht mein Sohn; sucht anderswo, Männer des Königs, sonst begeht Ihr selbst ein Verbrechen. Und denkt Ihr, daß ich essen und trinken könnte, während mein Sohn an Seele und Körper leidet? und das unschuldig, hört Ihr, unschuldig!

Der frische, aber herbe Geruch der jungen Farren erfüllte die Luft; auf dem mit neuem Grün bekleideten weichen Terrain konnte er nur noch vorsichtiger, noch langsamer vorschreiten, und indessen verklang der Tritt des Pferdes immer mehr, selbst dem feinen Gehör des Blinden kaum noch vernehmbar. Einmal fiel er lang hin auf den Rücken; er tat sich nicht weh — aber er verlor seinen Stock und mußte lange umhertasten, ehe er ihn wieder fand. Und während des müh-



samen Suchens hatte er nicht mehr auf den Schritt gehorcht — und dieser entschwand ihm völlig.

Als er sich wieder aufrichtete, hörte er nichts mehr, weder nah noch fern: da erst empfand er seine qualvolle Verlassenheit ganz. Es war ihm, als ob jemand, der ihn bis dahin begleitet, ihn treulos verlassen hätte.

Er schritt weiter, doch in beginnender Verzweiflung. Vergebens mühte er sich, irgend einen Laut zu unterscheiden: in dem lauen Sonnenuntergang regte sich kein Blatt, und vereinzeltes Vogelgezwitscher im fernen Walde verstärkte nur den Eindruck tiefster Einsamkeit.

Da er niemand begegnete, nicht einen menschlichen Schritt hörte, dachte Zio Pietro, er müsse vom Wege abgekommen sein; denn sonst war es um diese Jahreszeit ziemlich lebhaft auf dem Berge. Diese Befürchtung vermehrte seine Unruhe, und doch schritt er weiter.

Er hoffte, jemand anzutreffen, der ihn geleiten würde, und dennoch fürchtete er das auch.

Sie würden mich täuschen — dachte er. — Sie würden mich nach Hause zurückbringen, denn es scheint, daß alle sich das Wort gegeben haben, mich nicht nach Nuoro zu lassen.

Er ging jetzt der Sonne entgegen, sich nach dem warmen Schein derselben richtend; doch er fühlte, daß sie tiefer sank: bald würde sie untergehen. Und wohin dann, wenn ihm auch dieser Führer fehlte?

Als die Sonne verschwunden war, wich er wirklich bald von der westlichen Richtung ab und schritt nach Norden. Er gelangte wieder an den Wald und sein Stock stieß unaufhörlich auf Gestein.

Wohltuende Wärme herrschte hier, vermischt mit dem Geruch des noch warmen Moooses und Efeus; bald aber mußte die Dämmerung eintreten; denn Zio Pietro fühlte, wie die Schatten dunkler wurden.

Statt abwärts, ging es jetzt aufwärts. Wohin? Wo war er? Was war um ihn?

Seine Verzweiflung wuchs. Stock und Hand trafen nur noch auf Fels, und seine Füße brannten vor Müdigkeit.

Ich muß auf einen Ramm des Berges geraten sein — dachte Zio Pietro. Wenn ich nur den Abstieg finden könnte, vielleicht würde ich doch hinkommen.

Wo hin? sagte die Vernunft. In irgend einen Abgrund! Kehre um, Alter, kehre um, der Abend naht!

Nein, sprach das Herz. Ich will hinunter. Ich will hinkommen. Melchior wartet. Wenn ich nur den Abstieg finden könnte, würde ich hinkommen.

Wo hin? Sicher nicht nach der Stadt. Vielleicht an irgend einen entlegenen Ort, wo kein Melchior auf dich wartet. Kehre zurück, alter Pietro!

Aber der Stock setzte sein langsames Forschen fort und die Füße den mühsamen Abstieg. Eine kurze Strecke hörten die Felsen auf, und der Stock traf wieder auf weichen, grasbedeckten Boden; dann aber stieß er wieder auf Fels, drang oft tief ins Moos und Spalten ein und erreichte nicht immer den Grund derselben.

Zio Pietro setzte sich einen Augenblick. Er fühlte, daß sich dort keine Bäume befanden und daß das Dämmerlicht ungehindert auf die Felsen fiel. Hier oben war der Bereich des Steins, und die Gipfel des Berges mußten nahe sein, vielleicht über seinem müden Haupte. Ein kalter Wind strich über seinen feuchten Nacken hin, und er schauderte. Mit unverhohlenem Schrecken empfand er jetzt, daß er sich verirrt hatte — und doch bereute er nicht, den Gang unternommen zu haben. Er sagte nur: Wo bin ich? O Herr Gott, führe mich auf den rechten Weg, oder dein Wille geschehe! Vielleicht werde ich den Weg nicht wiederfinden und eine schlimme Nacht verbringen; aber leidet mein Sohn nicht auch?



Wieder machte er sich auf, und in seiner tiefsten Seele freute er sich fast seiner Leiden, weil es ihm vorkam, daß er so die des Sohnes teilte.

Wieder stieß der Stock auf den Fels: oben, unten, zur Seite; oft mußte Zio Pietro sich anklammern, um die Steigung zu überwinden; einmal traf sein Stock vor und unter ihm ins Leere, und der Wind blies ihm stark ins Gesicht. Er dachte:

Ich bin auf dem Gipfel. Wenn ich doch den Abstieg finden könnte!

Doch er mußte umkehren, es an einem andern Punkte versuchen. Hier glaubte er sich besser zurechtzufinden und gewissermaßen den Platz zu erkennen: der Stock streifte Gebüsch und Gesträuch mit hartem Laub, das in der Dämmerung milden Duft ausströmte, und deutliches Waldesrauschen stieg von den tieferen Abhängen zu ihm auf.

Ich muß am Cuccuru Nieddu sein, dachte er. Nun bin ich so lange gegangen und nur eine halbe Stunde von Hause entfernt. Ich bin viel umhergeirrt.

Er fühlte, daß der Abend nahte; die Vögel verstummten, und Fels und Gesträuch atmeten jenen besondern, feuchten Geruch, den erst der Schatten bringt. Für ihn freilich machte es wenig aus, ob die Nacht hereinbrach, denn sie konnte nicht dunkler sein, als seine immerwährende es war; und doch fühlte er instinktive Furcht vor der äußeren Finsternis.

Seine Hände und seine Knie zitterten vor Müdigkeit; seine Kehle war trocken, der Kopf schwer, und doch dachte er nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben.

Etwas Geheimnisvolles, Anwiderstehliches riß ihn mit. Was? Melchior oder das Leere, die Gefahr?

Diese, sagte die Vernunft.

Jener, sprach das Herz.

Und der unglückliche Abstieg begann. Die vom rauhen Gestein gerißten Hände brannten; die erloschenen

Augen erblickten einen fernen, blauen, schimmernden Punkt. Die Wälder unterhalb rauschten stärker im Abendwind.

Ich bin müde, dachte Zio Pietro, und hielt wieder an. — Herr, hilf mir! Wo bin ich nur? Ach, könnte ich doch Ruhe finden, könnte ich doch sehen!

Er lehnte den Kopf zurück, als ob er mit verzweifelter Anstrengung das Licht suche; er horchte, aber er hörte nichts anderes als das Rauschen des Waldes; er sah nichts anderes als jenen fernen blauen Punkt, der jetzt gleich einem Stern in der Höhe stand.

Der Wind fuhr kalt über ihn hin und erneuerte ihm den Schauer der Verzweiflung. Aber der Herr erhörte sein Flehen.

Zio Pietro nahm den Abstieg wieder auf; sein Stock traf auf einen kleinen Vorsprung; durch die vermeintliche Stütze getäuscht, streckte er den Fuß aus, doch der Fuß trat ins Leere, und der Stock glitt ab.

Es war ihm, als ob das Waldesrauschen plötzlich zu ungeheurem Brausen anwüchse und der kleine blaue Punkt in tausend leuchtende Funken zerföbe. Dann schwieg alles, alles schwand. Er war vier oder fünf Meter tief hinabgestürzt und mit dem Rücken auf einen Stein aufgeschlagen. Er wurde nicht ohnmächtig, doch alle seine Muskeln waren wie gelähmt, der Blutumlauf unterbrochen und seine Nerven auf eine Weise angespannt, die peinvoller war als jeder Schmerz. Sein Denken verlor sich in dieser Pein.

Als das Blut allmählich wieder regelmäßiger kreiste, machte sich auch der Schmerz fühlbar: ein scharfer Schmerz im Rücken, der durch alle Glieder zog. Er versuchte nicht einmal, sich zu rühren, streckte nur die Hand aus, um seinen Stock zu suchen; er fand ihn nicht und dachte, daß sein treuer Gefährte wohl für immer verloren sei, und das schmerzte ihn.

Da erst begann er zu stöhnen, in seine körperliche und



feelische Qual getaucht, wie in ein Bad aus rotem, kochendem Blut.

Es mochte Mitternacht sein, als Basilio und der benachbarte Schweinehirt, den er zu Hilfe gerufen, nach langem, mühsamem Suchen zu jenem Punkte gelangten.

Die Sichel des abnehmenden Mondes stieg am klaren Himmel auf; die Felsen standen schwarz auf silbernem Grunde, und über ihnen zeichnete sich scharf die kleine Pyramide des Vermessungsdreiecks ab.

Wie der Mond höher stieg, legte sich der Wind, und tiefste Stille herrschte ringsum; dichter Wald zog sich vom Cuccuru Nieddu abwärts, und die schrägen Mondstrahlen zeichneten Wellenlinien in das schweigende Blättermeer, das sich zu unbekanntem Gestaden hinabsenkte.

„Zio Pietro, Zio Pietro, was habt Ihr gemacht?“ schrie Basilio und beugte sich über den armen Alten. „Hört Ihr mich? Ich bin's, Basilio, ich bin hier. Was habt Ihr? Seid Ihr gefallen? So lange haben wir Euch gesucht, Zio Pietro.“

Der Alte lag unbeweglich. Sein Gesicht war weißer als der lange, wirre Bart.

„Er ist tot!“ schrie Basilio, sich aufrichtend und fing bitterlich an zu weinen. „Was habe ich getan, was habe ich getan! Wie kann ich meinem Herrn Rechenschaft ablegen über seinen Vater? Und ich sagte es zum Spaß, daß er ihn tot finden würde! Ach, und nun ist er tot! Er ist tot!“

Aber der Hirte hatte Zio Pietro die Hand auf die Brust gelegt und sagte jetzt: „Dummkopf — solltest weniger schwätzen und mehr Mut haben! Er lebt; er muß von da oben herunter gefallen sein. Wir wollen ihn forttragen.“

Sie flochten einige Äste zusammen und streuten Gras und Blätter darauf; so sanft wie möglich hoben sie den

Verletzten auf und legten ihn auf die Trage nieder. Er stöhnte. Basilio und der Hirt erbehten beide.

„Was habe ich nur getan!“ schrie der erstere wiederholtemale.

Was habe ich getan! dachte der Hirt bei sich, sprach es aber nicht aus.

Er gebot Basilio, still zu sein, beugte sich über den Alten und sagte leise:

„Was habt Ihr, Zio Pietro? Wir sind hier, habt nur Mut!“

Der Alte stöhnte nur; blutiger Schaum färbte seine Lippen und tropfte auf seinen Bart.

Langsam trugen sie ihn nach Hause, mit größter Vorsicht den felsigen Abhang hinabschreitend. Basilio weinte still vor sich hin und biß sich auf die Unterlippe, um nicht laut zu schluchzen. Unausprechliche Angst quälte ihn, und in seiner Seele tobte ein Sturm von Jammer.

Das war meine Ahnung! — sagte er sich. — Ich fühlte es, daß etwas Schreckliches kommen sollte! Und ich bin es, Zio Pietro, der Euch getötet! Und ich hatte Euch so lieb, und Ihr habt mir zu essen und zu trinken gegeben und mich gekleidet. Und ich habe Euch getötet! Ich habe zuerst Euren Sohn als Dieb hingestellt, um ihr zu Gefallen zu sein, und sie ist die erste gewesen, die ihn angezeigt hat. Und ich selbst hatte das gestohlene Vieh in die Tanca gebracht. Was habe ich getan! Was habe ich getan!

Auch der Hirt empfand tiefen Kummer, wenn er das vom Monde beschienene weiße Gesicht Zio Pietros sah; aber er war nicht mehr jung und weich und leidenschaftlich wie Basilio; nach der ersten Anwandlung von Reue machte er sich nicht mehr den Vorwurf, Melchior ebenfalls denunziert zu haben.

In der Grotte hatte unterdes der Bursche aus Nuoro das Feuer unterhalten und sein Alleinsein dazu benutzt,



den Vorrat an Brot und Käse zu verschlingen. Aus den Matten und Mänteln richteten Basilio und Gevatter Jacu ein möglichst bequemes Lager her, auf das sie den Alten niederlegten. Dann entkleideten sie ihn: der Rücken war geschwollen und blutunterlaufen — doch kein Tropfen war aus der großen Wunde ausgetreten. Sie strichen warmes Öl auf und verbanden ihn, so gut sie es vermochten; er wimmerte vor Schmerz und versank dann wieder in Betäubung.

„Sollen wir einen Arzt holen?“ fragte Basilio.

„Der Arzt will bezahlt sein.“

„Er soll bezahlt werden.“

Er holte seinen Lederbeutel hervor, rief den Burschen heraus und gab ihm zwei Zehnlirecheine; dann hieß er ihn das Pferd nehmen.

„Gehe zu Zia Bisaccia und sage ihr, daß sie einen Arzt herausschicken soll; sage diesem gleich, daß der Alte gefallen ist und sich das Kreuz gebrochen hat. Bezahle ihn und kaufe die Medizin, wie er es dir sagt. Wenn du nicht schnell machst, so hast du es mit mir zu tun! Bestelle Zia Bisaccia auch, daß sie zu keinem Menschen davon sprechen soll, damit Zio Melchior nichts davon erfährt.“

Er schlug dem Pferd auf die Kruppe, und der Bursche trabte im hellen Mondlicht bergab. Dann trat Basilio wieder in die Grotte, warf sich bei dem Feuer nieder und stöhnte.

„Schweige,“ sagte endlich der Schweinehirt ärgerlich; „gib das auf, du Unverschämter! Jetzt weinst du, aber... wenn ich den Mund aufzum wollte!“

Basilio war still, aber nur um so heftiger bekümmert. Er sah Zio Pietro vor sich wie in den vergangenen guten Tagen, als Melchior noch frei war und in ihrer einsamen Behausung Friede herrschte; er hörte noch die schlichten Erzählungen, die ihm in der ersten Zeit so großen Eindruck gemacht hatten, und gedachte der schuldlosen Glückseligkeit, die er genossen, bevor er Paska kannte. Jetzt

war alles dahin: Melchior im Gefängnis, Zio Pietro dem Tode nahe und in seinem eigenen Herzen die Hölle. Der Alte würde nicht wieder aufstehen, nie mehr würde er die Hürde bewachen: Alles war dahin!

Nur ein sanfter Schimmer hätte es noch vermocht, das Dunkel seiner tieferschütterten Seele zu erhellen: Paska! Aber auch Paska, wegen der all dieses Unglück geschehen war, auch Paska entschwand ihm und verlor sich in dem Strudel, der ihn umtobte, und der letzte Lichtschimmer schwand mit ihr.

In der Morgendämmerung ging Gevatter Jacu, um nach seiner Herde zu sehen. Der Himmel war klar und versprach einen schönen Tag.

Als er dann zur Grotte zurückkehrte, sah er Basilio ihm entgegenkommen, mit fahlem Gesicht und geschwollenen Augen.

„Zio Pietro kommt zu sich,“ sagte er. „Wäre es nicht gut, wenn er sein Testament machte?“

„Sein Testament?“

„Ja, sein Testament. Du weißt, wenn Melchior verurteilt wird, dann nimmt das Gericht alles. Wenn aber Zio Pietro ein Testament macht auf einen andern... Er selbst hat mir oft erzählt, als er Knecht war, hat seine Herrin ein Testament auf ihn gemacht, weil ihr Sohn im Gefängnis war, und dann hat er alles herausgegeben, und das Gericht kriegte keinen Heller.“

„Und du meinst?“ — sagte der andere verlegen und blickte zu Boden.

„Ich schwöre, daß meine Mutter mich nie wiedersehen soll, wenn ich nicht ebenso täte!“ — rief Basilio, und er meinte es aufrichtig. Der Hirt betrachtete ihn, und sie sahen einander in die Augen.

„Wenn du willst, so wird dein Herr nicht verurteilt. Warum Zio Pietro diesen letzten Schmerz bereiten? Das wäre, als ob man zu ihm sagte: Ihr liegt im Sterben, und Euer Sohn wird verurteilt werden.“



Gedankenvoll traten sie wieder in die Grotte. Zio Pietro jammerte; es war nicht mehr das frühere bewußtlose Stöhnen, sondern laute Klage, die noch weit ergreifender war, weil sie außer dem körperlichen auch seelischen Schmerz ausdrückte. Er bewegte die rechte Hand und schien etwas zu suchen; kaum hörte er die beiden eintreten, so fragte er ächzend: „Wo ist er? Wo habt ihr meinen Stock gelassen?“

„Wozu braucht Ihr ihn jetzt, Zio Pietro? Seid doch ruhig!“

„Es ist wahr, ich brauche ihn nicht mehr,“ antwortete er nicht ohne Bitterkeit.

„Warum hast du mir nicht geholfen, kleiner Basilio? Durch deine Schuld muß ich sterben, ohne meinen Sohn wiedergesehen zu haben.“

Das war sein erster, sein einziger, sein letzter Vorwurf.

Basilio war's, als ob ihm eine lange Nadel ins Herz dränge; er ging hinaus und rang die Hände in Reue und Verzweiflung.

Der Hirt erwärmte ein wenig Milch, kniete neben Zio Pietro nieder und ließ ihn geduldig trinken. Der Alte versuchte, den Kopf zu heben, aber seine Lippen zuckten vor Schmerz, und der ganze Körper zitterte. Dann setzte das Fieber wieder ein, das Gesicht brannte, und er fing an zu phantasieren; er bewegte die Hände, als ob er sich von einer unerträglichen Last befreien wollte. Mit heiserer Stimme, doch in sanftem, fast kindlichem Ton sprach er allerlei zusammenhanglose Dinge, Gebete, Erzählungen, alte Lieder; er sprach zu seinem kleinen Melchior und zu seiner verstorbenen Frau; er erinnerte sich an kleine Einzelheiten aus seiner Jugend und sah in weit entlegene Zeiten zurück. Aber er ächzte bei jedem Atemzug, und wenn er eine Bewegung machte, schrie er vor Schmerz; von Zeit zu Zeit suchte er seinen Stock und bat darum. Auf einmal wurde dieses Suchen be-

ängstigend, und jede Bewegung der Arme vermehrte den qualenden Schmerz der Wunde.

Und alle Zuckungen dieser unsäglichen Qual sah Basilio mit an und empfand fast körperlichen Schmerz. Nichts tun zu können, nicht zu wissen, was zu tun, um die Leiden des guten Alten zu lindern, das vermehrte seine Pein und gab ihm einen grausam mitleidsvollen Wunsch ein:

Möchte er doch bald sterben, daß er nur aufhört zu leiden!

„Geh,“ sagte der Hirt, „geh und suche den Stock; vielleicht wird ihn das beruhigen.“

Basilio stürzte fort, als ob er einen Alp von sich abschütteln möchte. Als er zu der Stelle gelangte, wo sie Zio Pietro gefunden hatten, tauchte eben die Sonne aus dem Meere auf. Die ganze Natur atmete reinste Morgenfrische.

Auf und ab kletternd, zwischen dem Gestein und in den Felspalten, unter den Sträuchern und im taufeuchten Moose suchte Basilio und vergaß für einen Augenblick seinen Kummer; aber er fand den Stock nicht.

Traurig kehrte er zurück; bevor er wieder eintrat, ging er zu dem Fußpfad und schaute nach dem Arzte aus. Doch niemand kam. In der weiten Tanca sprangen nur die Zicklein umher und steckten die vom Maulkorb umschlossene Schnauze tief ins Gras. Eine Schar grunzender Ferkelchen war unerlaubterweise in die Tanca eingedrungen — doch heute kümmerte sich niemand darum.

Niemand kam. Und doch standen die Felsen im Morgenglanze wie erwartend da; die Ziegen standen auf den Abhängen, zwischen dem Gesträuch und blickten mit großen, traurigen Augen in die Ferne; die Kaze saß über der Grotte, und in ihren halbgeschlossenen grünen Augen spielten seltsame Lichter; der Hund stieß ein klägliches Geheul aus. Was sahen sie? Was erwarteten sie? Welches Geheimnis nahte?



Im vollen Glanz des Morgens schien Gras und Laub, Fels und Fier, von dem heimlichen Schrecken erfasst, der so oft die Seele Zio Pietros beklemmt hatte.

Es kam der Tod.

Als Basilio in die Grotte trat, lag der Alte im Sterben. Mit bloßem Kopf, ein brennendes Lichtstümpfchen in der Hand, kniete der Hirte neben ihm und betete; dicke Tränen liefen ihm über die Wangen.

Auch Basilio warf sich auf die Knie; er konnte nicht mehr weinen, er erinnerte sich nur seines alten Kindergebets:

Frisca sezis cale rosa,  
Frisca sezis cale lizu;  
Mama de su Santa Fizu,  
Mama de su Fizu Santu.  
In nomen de su Babbu  
De su Fizu e de s' Ispiridu Santu.

Zehn-, zwölfmal sprach er dies Gebet, die weitgeöffneten Augen auf das Antlitz des Sterbenden geheftet. Er sah, wie der weiße Bart sich noch leise bewegte, wie die Augenlider sich zu heben versuchten, wie die bläuliche Hand ein paarmal suchend zuckte. Was suchte sie? Den Stock? Basilio empfand darüber tiefes Leid und bereute bitter, nicht besser gesucht zu haben, bis er den treuen Gefährten gefunden und zurückgebracht hätte. Er betete nicht mehr, er weinte nicht mehr; er war starr, wie versteinert im Anblick des Todes.

Der Bart des Sterbenden bewegte sich noch einmal deutlicher; die blutgefärbten Lippen zuckten, die Lider hoben sich. Dann war es zu Ende. Zio Pietro sah das ewige Licht.

Der Hirt löschte die Kerze und machte mit dieser ein großes Kreuz über des Toten Stirn, Brust und Schultern; er drückte ihm die Lider zu und faltete die Hände auf der Brust. Dann ging er hinaus und weinte.

Basilio beugte sich über den Toten; bleich, unbeweglich erforschte er das große Geheimnis. Der starre, stumme Körper würde sich also nie mehr aufrichten; die Lippen würden nicht mehr zu ihm sprechen! Und gestern um diese Stunde war er noch gesund; und morgen würde auch die kalte Hülle nicht mehr da sein. Nichts mehr, wie weit man auch auf Erden suchen möchte, nichts mehr würde von diesem Manne zu finden sein!

Ein düsterer Schatten trübte die klaren Augen Basilio's: zum ersten Male ahnte seine wilde, unbewusste Natur das feierliche Geheimnis des Lebens und des Todes. Ganz leise, wie ein Kind, sagte er:

„Zio Pietro, steht Ihr nicht mehr auf? Hört Ihr mich nicht mehr? Ich bin Basilio, wißt Ihr? Hört Ihr mich nicht mehr? Ich konnte ihn nicht finden, Cuern Stock, aber ich will suchen, bis ich ihn finde, wenn Ihr ihn auch nicht mehr braucht. Ach! Zio Pietro, denkt Ihr noch an gestern um diese Zeit? Was kann nicht alles geschehen in wenigen Stunden! Vielleicht werde auch ich morgen um diese Zeit tot sein. Das ist ganz gut möglich; aber Ihr seid schon im Himmel, und ich komme in die Hölle. Wird mir Zeit bleiben zu bereuen? O, Zio Pietro, sagt es doch niemand, daß Ihr durch meine Schuld gestorben seid! Erzählt mir noch eine kleine Geschichte! Wißt Ihr noch, Zio Pietro, die Geschichte von dem König, der Felsöhren hatte? Ach, ihr kommt nun nicht mehr in die Hütte, und Ihr werdet Euren Sohn nicht mehr sehen! O, Zio Pietro! mein Zio Pietro!“

Und für sich wiederholte er die letzten Worte des Toten: Kleiner Basilio, durch deine Schuld sterbe ich, ohne meinen Sohn wiedergesehen zu haben!

Dann stand er auf und schrie verzweifelt:

„Und ich sagte es zum Spaß, Zio Pietro, daß Ihr sterben würdet, und nun seid Ihr wirklich tot!“

Erst die Ankunft des nuoresischen Burschen mit



dem Arzte und andern Männern machte seiner letzten Zwiesprache mit dem Toten ein Ende. Nachdem die nötigen Aufnahmen gemacht waren, legte man ihn auf eine mit Laub bestreute Bahre und trug ihn fort.

Basilio wollte vorher noch den Stock suchen, um ihn dem Toten in die Hände zu geben; jemand lachte über diesen Gedanken, aber er gab ihn deshalb nicht auf.

Am Nachmittag, nachdem auch die Neugierigen fort waren, melkte er die Ziegen, zählte sie, schickte die Milch nach Nuoro und dachte endlich daran, sich und die Haustiere zu stärken. Der Hund hörte nicht auf zu jammern, die Kaze schlich gedrückt und hungrig umher; doch der Hase hatte die Gelegenheit benutzt und endlich seine langersehnte Flucht ausgeführt, nur ein Stück zernagter Schnur zurücklassend.

Sobald Basilio Zeit fand, ging er wieder zu den Felsen am Cuccuru Nieddu, um den Stock zu suchen. Er bemerkte einige Fußspuren, die er für die Zio Pietros halten mußte, und indem er diese verfolgte, wurde es ihm klar, welche Angst der Verirrte zwischen dem Gestein erlitten haben mußte. So kam er auch zu dem kleinen Vorsprung, von dem Zio Pietro abgestürzt war. Er suchte einen gefahrlosen Abstieg und gelangte gerade zu der Stelle, wo sie den Alten gefunden hatten. Und während er müde, mit schweren Augenlidern auf dem Boden umherkroch, Moos und Gras und Gesträuch durchsuchend, sah er in dem beginnenden Dämmerlicht immer nur den Toten vor sich, den armen, geschwollenen, blutunterlaufenen Rücken, die rote Schramme auf der rechten Hand, das welke Blatt zwischen den weißen Barthaaren.

Da überwältigte ihn der Schmerz; er warf sich auf den Stein nieder, auf den Zio Pietro gestürzt war.

Aber seinem Kopfe zogen langsam die Wolken hin; die fernnen Berge ragten düster am bedeckten Himmel auf; doch Basilio sah nur den wunden Rücken, das

welke Blatt in dem weißen Barte und wiederholte sich die letzten Worte des Sterbenden.

Um sich von diesem Alp zu befreien, überlegte er, daß auf sein Zeugnis hin, auf das Gevatter Jacus und anderer Zeugen, die er um jeden Preis auffinden wollte, Melchior sofort in Freiheit gesetzt werden mußte. Dann dachte er an Paska, an den Abend, wo auf dem Vorsprung von Monte Bidde, in dem blauen Dämmerlicht, sein Herz wild aufgeschrieen hatte:

„Soll ich den alten Zio Pietro totschiagen? Sprich nur, sprich! Ich will lügen, morden, alles tun, was du willst, nur aus Liebe zu dir . . .“

„Soll ich den alten Zio Pietro totschiagen?“ Ja, er hatte ihn getötet; aber jetzt war es ihm, als ob all die Blut, die bis dahin in seinem Herzen gebrannt, erloschen sei; als ob lange Jahre dahingegangen wären seit der Zeit, in der er sich an Paskas Liebe sinnlos berauschte.

Und es war ihm, als ob nichts auf der Welt ihm je wieder Frieden geben könnte.



# Diejenigen Geistesarbeiter,

die über einen guten Stil verfügen,  
Phantasie und gute Darstellungs-  
kraft damit vereinigen und diese  
Eigenschaften an der Übertragung  
eines guten englischen Romans  
in die deutsche Sprache versuchen  
wollen, können geeignetes Über-  
setzungsmaterial unter günstigen  
Bedingungen von uns erhalten.

**Unverbindliche Ansichtsendung  
portofrei.**

**Internationale Verlagsanstalt**

**Berlin-Steglitz**

**Forststr. 29.**







